Bekenntnisse

eines

Zigeuners.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Erstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1850.





Erwerbung der Bekenntnisse.

Jeder Pariser, dessen Beobachtungsgabe durch die Natur oder durch die Erziehung einigermaßen entwickelt ist, wird schon mehr als ein Mal in seinem Leben erstaunt sein, wenn ihm auf seinem Wege Einer oder der Andere von jenen Menschen entgegentrat, deren Dasein ein fortdauerndes Problem ist, und die sich als Edelleute ohne Ahnen, als reiche Männer ohne einen Heller in der Tasche, in Verbindung mit den suzerainen Herren Gentlemen-Riders des Jockey-Clubs die schmeichelhafte Herrschaft über den Boulevard der Italiener beilegen, indem sie dort von den Stufen des Café de Paris oder dem Perron von Tortoni aus allabendlich ihre unverschämten und dabei aristokratisch-verächtlichen Blicke auf die erstaunte und entzückte Menge fallen lassen.

Welchen Ursprung haben die Wappenschilde dieser schönen Herren?

Chérin und d'Hozier, heraldischen Andenkens, würden das nicht zu sagen vermocht haben.

Auf welchen soliden Grundlagen beruht ihr Vermögen?

Das weiß kein Mensch.

Nicht zwei Zoll breit Erde gehören ihnen unter Gottes weitem Himmel.

Kein Wechselagent speculirt für sie an dem grünen Teppich er Börse auf das Steigen oder Fallen der Werthpapiere.

Die Agenten des Staatsschatzes haben ihnen nie auch nur as geringste Gehalt von Seiten des Staates ausgezahlt.

Betreiben sie ein Gewerbe?

Gott behüte!

So vollkommene feine Herren würden sich auch damit nicht eschmutzen, daß sie an Handelsgeschäften Theil nehmen.

Und dennoch führen sie ein glänzendes Leben. Das Leben er Weltleute spart für sie seine theuersten Wonnen auf, und hr täglicher Luxus läßt den erstaunten Beobachter auf einen unrschöpflichen Reichthum schließen.

Wer sind denn eigentlich diese vornehmen Herren?

Diese vornehmen Herren sind Zigeuner.

In Bezug auf dieses letzte Wort müssen wir nothwendig inige erklärende Zeilen niederschreiben.

Im Mittelalter verstand man unter Zigeunern jene nomadirenden Menschen, welche die ganze civilisirte Welt durchzogen ınd weder Gesetze, noch Vaterland, noch Familienbande, noch Religion besaßen.

Ueberall verachtet, überall verfolgt, erregten diese nomadischen Truppen, wohin sie nur kamen, Abscheu und Schrecken u gleicher Zeit. Und das mit Recht, denn sie ließen sich nicht ıur häufige Räubereien zu Schulden kommen, sondern betrieben ıuch alle schimpflichen Handwerke, alle lichtscheuen oder teuflischen Gewerbe

Als Sterndeuter und Wahrsager, Hexenmeister und Tausendkünstler, behaupteten diese Zigeuner, daß sie die Geheimnisse der Vergangenheit und die der Zukunft durchschauen könnten, daß

ihre tiefen und prophetischen Blicke die zukünftigen Seiten
dem Buche des Schicksals eben so leicht lesen, wie die bere
erfüllten und umgeschlagenen Blätter.

Sie wußten Gifte, welche den Tod brachten, und Mit
welche Liebe erweckten, zu bereiten und verkauften dieselben
schweres Gold.

Die Töchter ihres Stammes ließen sie von dem entehr
welcher ihnen am Meisten bot, und ihre Dolche verkauften
gern an jeden nach Rache Dürstenden.

Die endlosen Kreuzungen in der Liebe bewirkten, daß
Vaterschaft eine schwer zu bestimmende Sache bei ihnen war;
wußten den Ort ihrer Geburt nicht und ihre zerstreuten, von d
Sonne und dem Regen gebleichten Gebeine fand man, wenn
Zufall sie dem Galgen entgehen ließ, gewöhnlich in dichten We
dungen oder in der Austiefung eines Grabens.

Der Zigeuner unserer Tage zeigt die überraschendste Aeh
lichkeit mit seinem Namensvetter aus vergangener Zeit.

Auch sein Leben, wie das jener frühern Zigeuner, ist v
dem undurchdringlichsten Dunkel umhüllt.

Auch er führt ein wundersames Dasein, welches reich
Widersprüchen und überraschenden Wechselfällen ist, in welch
Licht und Schatten scharf gegen einander abstechen, wie auf
nem Gemälde von Rembrandt; auch er befindet sich in stete
Kampfe mit der Menschheit und den Gesetzen; auch sein Leb
ist reich an bizarren Auftritten und an Dramen, von denen d
Welt nichts ahnt.

Als ein Guzman d'Alfarache, als ein Lazarillo des neu
zehnten Jahrhunderts, beutet der Zigeuner, das verlorne Ki
des großen Paris, in welchem alle Laster ihre Tempel, al

bösen Leidenschaften ihre Altäre und Priester haben, mit gefahrbringender Gewandtheit die bösen Seiten der Menschheit aus.

Um zu diesem Resultat zu gelangen, versteht er alle Formen anzunehmen, sich jedem Zufall zu fügen, Maske und Livrée endlos zu wechseln.

Wenn er wirklich gewandt ist, so gelingt es ihm bisweilen, die Welt in einem solchen Grade zu täuschen, daß sie ihn für einen Augenblick anerkennt.

Dann ist er strahlend und stolz.

Er trägt strohgelbe Handschuhe und lackirte Stiefel.

Er hält sich Pferde und Geliebte, in seinen Taschen klingt das Gold.

Morgen ist vielleicht von dem ganzen lügnerischen Gebäude, welches er mühsam aufführte, kein Stein mehr auf dem andern.

Dann verwendet der Zigeuner, um sich ein Mittagsbrot für achtzehn Sous zu verschaffen, dieselben überschwenglichen Künste, durch welche er sich gestern ein Coupé und eine Loge in der italienischen Oper verschaffte.

Nur wird es schwieriger, das Mahl für achtzehn Sous zu erlangen, als es gestern ward, um ein Abendbrot für achtzehn Louis zu finden.

Seit ich aber die Feder des Romanschreibers — mit mehr oder weniger Geschick — in der Hand habe, seit ich weißes Papier mit blauer Tinte besudele, habe ich mir stets gewünscht, in einem Buche etliche Verwickelungen des Zigeunerlebens enthüllen zu können, welches oft golden, oft lumpig, bald lustig, bald unglücklich, selten aber unschuldig und bisweilen furchtbar verbrecherisch verfließt.

Da in unsern Tagen der Zigeuner allenthalben seinen Fuß

hingesetzt hat, da man ihn in den Salons und in den Bin-
doirs, in den Clubs und in den Spielhäusern bald als Glücks-
ritter oder Marquis, bald als Spion oder Schriftsteller, a.
Journalist oder Millionair antrifft, so schien mir und scheint es
mir noch endlos anziehend, einem solchen Helden auf seinem
vielseitigen Terrain zu folgen, dessen wechselnde An- und Aus-
sichten erlauben, das pariser Leben von seinen am wenigsten be-
kannten Seiten in die Augen zu fassen.

Allein wie sollte ich das machen?

Ein solches Buch läßt sich nicht aus dem Stegreif schreiben,
noch kann man dergleichen erfinden.

Demnach mußte ich, da mir die nothwendigen Materialien
fehlten, die Hülfe des Zufalls, dieses unerschöpflichen und wohl-
wollenden Mitarbeiters, erwarten.

Und ich wartete.

Und der Zufall, unwahrscheinlich, wie der Ausgang eines
Vaudeville, kam mir in dem besagten Punkte wirklich zu Hülfe.

Man vernehme, auf welche Art:

Seit vielen Jahren war ich einem Manne häufig begegnet,
dessen excentrisches Aussehen meine Blicke auf sich zog und meine
Aufmerksamkeit fesselte.

Der hohe und gerade Wuchs dieses Mannes, seine kräftigen
Glieder, sein fester Gang schienen Frische und Kraft anzudeuten,
während dagegen die tiefen Runzeln seines gewelkten Antlitzes
auf Greisenthum und Erschöpfung deuteten.

Seine dichten und von Natur gelockten Haare ergraueten
bereits um die Schläfe, während Sie auf den höhern Theilen
des Kopfes noch so schwarz waren, wie die Schwingen eines
Raben.

Seine Züge waren ohne Zweifel schön gewesen, bevor sie durch den Kummer, die Leidenschaften oder die Laster entstellt wurden, denn ihr Schnitt war ein höchst genauer und von der vollkommensten Regelmäßigkeit.

Der Stirn, welche gleich vergelbtem Elfenbein leuchtete, fehlte es weder an Breite, noch an Höhe.

Die breit gespalteten Augen, über denen die Brauen gleichsam eine tiefe Arkade bildeten, strahlten in einem lebhaften Glanze, wenn sie ihren gewöhnlichen Ausdruck des Cynismus und der Verthierung verloren.

Die vollständige Abgerissenheit und die zurückstoßende Unsauberkeit dieses Mannes erzählten ein ganzes Drama des Elends und der Sorglosigkeit.

Während des Sommers verschwand das Individuum vollständig, dessen Silhouette wir eben entwarfen.

Wenn aber im Winter das Wetter schön war und die Strahlen der Sonne um die Mittagszeit fast warm auf den Asphalt des Boulevards fielen, dann erging er sich langsam eine oder zwei Stunden lang dem Gange zum Opernhause gegenüber, indem er ohne Unterbrechung in dem schmalen Raume zwischen der Rue Batelière und der Rue Lepelletier auf und nieder ging.

In der rechten Hand hielt er einen dicken Rohrstock, in der Linken eine kurze irdene Pfeife, aus welcher er rauchte.

Ganz dunkel und unbestimmt erinnerte ich mich, denselben Mann in weit früherer Zeit schon gesehen zu haben, aber nicht elend und zerlumpt, wie jetzt, sondern elegant und reich, in einer Kutsche, welche blitzschnell durch die große Allee der elysäischen

Felder oder durch die schattigen Wege des boulogner Wald in fuhr.

Ich sah ihn noch vor den Augen meiner Erinnerung, wie er den hübschen Lustgängerinnen zulächelte, welche ihm mit leb haften Blicken antworteten.

Ohne Zweifel täuschte ich mich jedoch.

Da indeß Alles, was unwahrscheinlich ist, den größten Rei für mich hat, so erbaute ich mir in meinem Geiste die wun derlichsten Vermuthungen, so wollte ich lieber an ein Drama oder an ein Geheimniß glauben, als eine höchst prosaische Er klärung zu Hülfe nehmen und irgend eine zufällige Aehnlichkei voraussetzen Ohne zu wissen, warum? nahm ich an meinen zerlumpten Helden einen Antheil, wie man ihn an den erdichte ten und doch aus der Wirklichkeit gegriffenen Personen nimmt welche das Talent eines Balzac oder Dumas hervorbringt.

Meine Ungewißheit, meine improvisirten Romane und mein unzusammenhängenden Träume sollten jedoch beendet werden.

Es war gegen Ende des Monat Mai im Jahre achtzehn hundert achtundvierzig, wenige Tage nach dem revolutionären Putsch, welcher den 15. Mai zu einem geschichtlichen Tag machte, als ich in das Haus zurückkehrte, welches ich bewohne und in dem Augenblick, da ich meinen Fuß auf die erste Stuf der Treppe setzte, meinen Portier mit einer gewissen Heftigkei zu einem Individuum, welches ich nur von hinten erblickte, sagen hörte:

„Nochmals, mein lieber Herr, ich kann Sie nicht hinaufge hen lassen, weil ich mit Gewißheit weiß, daß er schon am frü hen Morgen ausgegangen ist.“

Ich ging vorüber, ohne zu ahnen, daß die Rede von mir
Da fuhr der Portier fort:
„Sehen Sie, da kommt er nach Hause."
Bei diesen Worten wandte ich mich um
Der mit meinem Portier Sprechende that dasselbe.
Es läßt sich leichter begreifen, als beschreiben, wie sehr ich staunen mußte, als ich mich dem Manne gegenüber sah, welcher so oft den Blüthen meiner Phantasie als Vorwurf diente.
Der Fremde begrüßte mich, steckte die kurze Pfeife in die Tasche, welche er bis dahin nicht hatte ausgehen lassen, und sagte mit dem vollendetsten Anstande zu mir:
„Ich habe also die Ehre, mit dem Herrn von ... zu sprechen?"
„Ja, mein Herr."
„Würden Sie wohl die Güte haben, mir eine Unterredung von wenigen Minuten zu gewähren?
Da ich zu zögern schien, so fuhr er fort:
„Es handelt sich um eine Sache, welche für uns Beide, wie ich glaube, von gleich großem Interesse ist."
„Haben Sie die Güte, mir zu folgen, mein Herr."
Er verneigte sich und wir stiegen die Treppe hinan.
Als wir auf mein Zimmer gelangt waren, reichte ich dem Unbekannten einen Stuhl, setzte mich ihm gegenüber und erwartete, daß er es für zweckmäßig halte, mir die Ursache seines Besuchs zu erklären
Etwa eine Minute war er beschäftigt mit einer gewissen Koketterie die in Unordnung gerathenen Massen seiner gelockten grauen Haare zu ordnen und die dichten, langen Büsche seines Schnauzbartes glatt zu streichen.

Dadurch gewann ich Zeit, ihn zu betrachten und die Einzelnheiten seines Anzuges besser kennen zu lernen, als mir je vorher möglich gewesen war.

Im Monat Mai und bei der afrikanischen Gluth, an welche sich die Legionen der pariser Nationalgarde noch lange erinnern werden, trug er einen langen Ueberrock en alpaga, welcher vordem weiß gewesen war.

Dieser Ueberrock war auf eine schreckliche Weise von den verschiedensten Flecken beschmutzt und hier und da mit Lappen von allen Farben geflickt, welche auf plumpe Weise eingesetzt waren. Die aufgefranzten und geöffneten Kapseln der Knöpfe hatten meist ihre Knopfformen verloren.

Mit einer gewaltigen Stecknadel waren die beiden Klappen des Rockes dicht unter dem Halse zusammengesteckt, und zwangen so den fettigen und glänzenden Stoff des Rockes, sich an eine alte Halsbinde en crinoline anzuschließen.

Die linke Tasche des Rockes war durch irgend einen umfangreichen Gegenstand über das Maß aufgetrieben.

Die Beinkleider, welche eine nicht zu beschreibende Färbung hatten, waren durch Strippen von Bindfaden eng an Schuhe angezogen, die vordem lackirt gewesen waren, jetzt aber sich in einem beklagenswerthen Zustande befanden und durch ihre Spalten und Risse die bloßen Füße ohne Strümpfe sehen ließen.

Was soll ich noch über den Hut bemerken!

Nichts, als etwa daß ein Lumpensammler ihn nicht auf der Straße aufgehoben haben würde.

Diese unerhörte Toilette bildete den vollkommensten Gegensatz zu der Haltung meines Gastes, welcher es sich auf meinem guten Stuhle höchst bequem machte und viel weniger durch seine

Person in Verlegenheit gebracht zu werden schien, als ich durch die meinige, sich vielmehr offenbar vollkommen an seinem Platze befand.

Endlich entschloß er sich, zuerst das Schweigen zu unterbrechen.

„Mein Herr," sagte er in einem leichten und vornehmen Tone.

„Mein Herr?" antwortete ich, indem ich meinen Worten eine fragende Betonung gab.

„Es fehlt mir eben durchaus an Geld," fuhr der Unbekannte fort.

„Ei, der Teufel!"

„Es ist so, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe."

In Folge dieses Einganges glaubte ich zu begreifen, daß ich einen jener Hausbettler vor mir habe, welche eine Plage für Paris sind, und von denen man sich nicht eher befreien kann, bis man ihre Bitte gewährt hat.

Ich griff daher in meine Tasche, zog ein Hundert-Sous-Stück hervor und reichte es meinem Besucher hin.

Dieser nahm es mit spitzen Fingern, betrachtete es neugierig und wandte es um und nochmals um, indem er es prüfte, als hätte er eine antike Münze vor sich oder sonst ein Meisterstück der Kunst.

„Was ist damit?" fragte er mich endlich, nachdem er einige Secunden das beschriebene unverschämte Spiel getrieben hatte.

„Nun! fünf Franken sind es!" antwortete ich mit wachsendem Staunen und beginnendem Zorn.

„Und was soll ich damit machen?"

„Meiner Seel'! was Sie wollen! — Die Summe ist ohne

Zweifel sehr gering; da ich Ihnen aber erklären muß, daß es mir bei den gegenwärtigen Zeitläuften durchaus unmöglich ist, mehr zu thun, so —"

Der Mann unterbrach mich.

„Ich sehe schon, was Sie denken," sagte er mit einem etwas spöttischen Lächeln und indem er sich auf seinem Stuhle zurücklegte; „Sie haben sich eingebildet, daß ich ein Collectensammler sei! — Nicht wahr, mein Herr, Sie haben das geglaubt?"

„Allerdings."

„Irrthum! Vollständiger Irrthum! Tiefer Irrthum!"

„Ach!"

„Ich rechne allerdings darauf, daß Sie mir Geld geben werden, das ist wahr, das ist nicht zu leugnen, — aber ich verlange mehr, als das und werde es verdienen."

„Ich gestehe, daß ich Sie nicht zum Besten verstehe"

„Ich werde mich erklären."

„Wird mir sehr angenehm sein."

Während ich diese Worte sagte, blickte ich nach der Uhr.

Mein Besucher folgte der Bewegung meiner Augen und fuhr dann fort, als wollte er mich ermuthigen:

„Seien Sie ruhig, ich werde kurz sein."

„Desto besser."

„Ich gehe gerade auf die Sache los. Sie sind Schriftsteller, mein Herr?"

„Man sagt es."

„Ich habe Einiges von Ihnen gelesen und versichere Sie daß es mir nicht mißfallen hat. Ja, Manches hat mir sogar schön geschienen, und ich glaube in der That, daß Sie Glück machen werden."

„Sie sind sehr gütig."

„Nein! ich sage nur, was ich denke, und wenn auch mein gegenwärtiger Anzug uncorrect scheint, so können Sie mir dennoch glauben, daß es mir weder an Geschmack, noch an Kenntnissen fehlt."

„Nun, mein Herr, wohinaus wollen Sie?"

„Dahinaus: ich mache Ihnen den Vorschlag, mich zu Ihrem Mitarbeiter anzunehmen."

Ich konnte einen Ausruf der Verwunderung nicht zurückhalten und fragte:

„Mein Mitarbeiter?"

„Ja, mein Herr, Ihr Mit—ar—bei—ter!"

Und er legte auf jede Silbe dieses letzten Wortes eine besondere Betonung.

„Dieser Vorschlag ist sehr schmeichelhaft für mich, weßhalb ich außerordentlich bedauere, daß ich genöthigt bin, ihn abzulehnen."

„Meinen Vorschlag ablehnen! und warum?"

„Aus mehren Gründen."

„Und die wären?"

„Gegen meinen Verleger eingegangene Verpflichtungen ꝛc. ꝛc."

„Es kommt nur darauf an, daß wir uns verständigen, mein lieber Herr. Ich besitze keine Eigenliebe und halte nicht im Mindesten darauf, meinen Namen auf dem Titel eines Octavbändchens gedruckt zu sehen, sondern ich will Ihnen nur ein Buch verkaufen, mit welchem Sie machen können, was Sie wollen. Das ist Alles!"

„Ich kann dieses Anerbieten ebenfalls nicht annehmen, denn ich habe bereits mehre Werke versprochen, und es ist mir jetzt

unmöglich, durchaus unmöglich, an irgend eine neue Unternehmung zu denken."

Mein Besucher drang nicht weiter in mich.

„Er erhob sich, verneigte sich gegen mich und sagte nur noch:

„Es thut mir leid, mein Herr, daß ich dieses Geschäft nicht mit Ihnen abschließen kann, denn, auf Ehre, Sie gefielen mir, und ich würde ohne Neid den ungeheuern Erfolg mit angesehen haben, welchem unser gemeinschaftliches Werk sicher erlangt haben würde."

Diese Worte veranlaßten wieder meinen Willen eine Fortsetzung unserer Unterredung.

Die kolossale Eigenliebe, welche aus den von mir gehörten Worten überströmte, schien mir so unverschämt und so großartig lächerlich, daß ich nicht umhin konnte, zu antworten:

„Sie sprechen von einem ungeheuren Erfolge, mein Herr, und das in einer Zeit, in welcher die Erfolge fast unmöglich sind! — Glauben Sie denn ein Meisterwerk geschrieben zu haben."

„Keineswegs, allein da ich wirkliche Dinge beschrieben, da ich die wahrsten Ereignisse geschildert habe, da ich einige bisher unbekannte Seiten einer Welt, welche Sie zu kennen glauben, enthüllte, so habe ich ein wundersames und merkwürdiges Buch zu Stande gebracht, und durch solche Bücher sichert man sich in unsern Tagen mehr, als durch Meisterwerke, den Erfolg."

Das war leider! unbestrittene Wahrheit.

Ich versetzte:

„Es handelt sich ohne Zweifel um einen Roman?"

„Nein."

„Um Memoiren also?"

„Ja."

„Historische?"

„Authentische wenigstens."

„Um die Ihrigen?"

„Um die Meinigen."

„Wer sind Sie denn aber, mein Herr?"

„Wozu soll ich Ihnen das sagen, da Sie mein Anerbieten zurückweisen?"

„Sagen Sie selbst, ob ich bisher einen Grund gehabt habe, es anzunehmen?"

„Hundert Gründe haben Sie."

„Wenn das fragliche Werk in Ihren eignen Augen einen wahren Werth hätte, so hätten Sie gewiß versucht, es auf Ihre Kosten herauszugeben."

Der Unbekannte schulterte sich.

Ich fuhr fort:

„Würden Sie es dann mir angetragen haben, der ich fast noch ein Neuling in der literarischen Welt bin? Würden Sie nicht vielmehr das Patronat eines jener Männer gesucht haben, welche durch ihre Talente zu Lieblingen der Lesewelt geworden sind?"

„Nimmermehr würde ich das gethan haben."

„Warum nicht?"

„Weil jene Männer, welche zehn Mal höher stehen, als Sie, mich mit einer zehn Mal größern Verachtung aufgenommen haben würden. Es ist klar, daß dieselben weder meiner, noch meines Buches bedürfen, da sie einmal die Leiter des Ruhmes erstiegen haben. — Ich dachte dagegen, daß Sie, dessen

zwar noch immer wenig genannter Name doch bereits etwas bekannt zu werden beginnt, so vernünftig sein würden, einen Vorschlag anzunehmen, von welchem vielleicht Ihre Zukunft als Romanschreiber abhängt. — Da Ihre Ansicht jedoch eine andere ist, so wollen wir nicht weiter davon sprechen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen "

Der Unbekannte entfernte sich nach der Thür.

Meine Neugierde war in einem solchen Grade gespannt, daß ich ihn durch die Frage zurückhielt:

„Was enthält denn aber das Buch?"

„Sie wollen den Titel desselben erfahren?"

„Ja."

„Ich will Ihnen denselben sagen, aber —"

„Nun?"

„Sie werden mir dafür einen Louis geben."

„Das ist stark!"

„So ist es."

„Einen Louis für einen Titel! Wohin denken Sie?"

„Mein Titel zeigt die Idee meines Buches an, und einzig aus den drei Worten, aus denen er besteht, könnten Sie zehn Bände machen. Bedenken Sie übrigens, daß ich Sie durchaus nicht zwinge; Sie haben freie Wahl."

Eine innere Stimme rief mir zu, daß ich den wunderlichen Kauf eingehen solle.

Ich reichte meinem Besucher ein Zwanzig-Frankenstück hin.

Jetzt zog er aus seiner Tasche eine ungemein dicke Papier-Rolle, band den Bindfaden ab, welcher das starke Manuscript zusammenhielt, und zeigte mir die erste Seite.

In der Mitte dieser ersten Seite standen in großen Zügen die Worte:

Bekenntnisse eines Zigeuners.

„Ach!“ rief ich erstaunt aus.

Der Unbekannte hatte nicht übertrieben.

Schon der Titel eröffnete mir einen unbekannten Horizont und warf mich in den Strudel jener für mich so verführerischen Ideen, mit denen ich die Leser zu Anfang dieser Einleitung unterhalten habe.

Der hervorgebrachte Eindruck entging meinem Besucher nicht, der sich schon beinahe als Herr des Terrains erkannte. Er betrachtete mich mit einem triumphirenden Blicke, nahm dann das Blatt zurück, welches er vor mir hingelegt hatte, fügte es wiederum zu seinen Brüdern und legte den Bindfaden um das wieder zusammengerollte Manuscript.

„Hören Sie,“ sagte ich zu ihm.

„Ich höre.“

„Vielleicht könnten wir uns verständigen.“

„Ach!“ versetzte er; „Sie glauben also?“

„Ja, vielleicht! allein es ist dazu nöthig, daß Sie mir das Manuscript vierundzwanzig Stunden hier lassen.“

„Mein Manuscript?“

„Ja, ich will es flüchtig durchlesen“

„Es sei! aber unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“

„Ich werde es mit Ihnen so machen, wie gewisse berühmte Dramaturgen mit dem armen Theatre français: ich verlange eine Prämie — vor der Lesung.“

„Wie viel verlangen Sie?“

„Hundert Franken."

„Der Teufel!"

„Sobald Sie nur zehn Seiten gelesen haben, werden Sie bereits die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Sie einen guten Handel machten. Ueberdieß ist es ein Beweis meines großen Vertrauens zu Ihnen, wenn ich Sie mein Manuscript lesen lasse. Glauben Sie mir, daß ich nicht gegen alle Ihre Collegen so vertrauensvoll handeln würde."

„Und welche Ansprüche machen Sie, wenn ich mich nach der Lesung entscheide, Ihre Memoiren zu kaufen?"

„Bescheidene, — sehr bescheidene, — zu bescheidene."

„Nun?"

„Fünfhundert Franken, auf einem Brette gezahlt, versteht sich: außer den hundertundzwanzig Franken, welche Sie mir heute vorschießen. — Das ist ein Spottpreis, — aber die Zeiten sind schlecht, und für Ihr Geld kann ich manches Glas Branntwein, manche Pfeife Tabak und noch manches Andere kaufen."

Ein unbeschreibliches Lächeln verrieth mir, was mein Besucher unter den Worten: noch manches Andere verstand."

„Angenommen. Hier sind noch hundert Franken. Kommen Sie morgen um dieselbe Stunde wieder, und wenn ich die Möglichkeit absehe, einen Gebrauch von Ihrer Arbeit zu machen, so werden wir sofort abschließen."

„Auf morgen also, mein Herr, und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche darbringe, denn Sie haben, ohne es noch zu ahnen, ein gutes Geschäft abgeschlossen."

Als der Zigeuner diese Worte gesagt hatte, verließ er mich.

indem er mir noch seine Adresse überreichte, die er mit Tinte auf die Rückseite einer Coeur=Aß=Karte geschrieben hatte.

Diese Adresse lautete:

„Vicomte Louis Raphael,
Rue de la Grande=Truanderie, Nr. 17."

Die Veröffentlichung des Buches, welches Du jetzt in der Hand hältst, mein lieber Leser, beweist Dir, daß die Antwort, welche ich meinem wunderlichen Mitarbeiter versprochen hatte, bejahend ausfiel.

Ich hatte das ganze Manuscript durchgelesen

Ich hatte wunderbare Lagen, ausnahmsweise Auftritte, Schilderungen in entsetzenden Farben, Sitten, von denen ich früher keine Idee gehabt hatte, in demselben gefunden und sogleich beschlossen, aus dieser Zusammenhäufung von Materialien zu wählen und unter dem Titel des Originals ein neues Werk mit Benutzung der gegebenen Thatsachen zusammenzustellen.

Möchte ich bei meiner bescheidenen Arbeit als Anordner das kräftige Gepräge und das mächtige und andauernde Interesse der wahren Erzählungen des alten Zigeuners bewahrt haben.

Ich wünsche das mehr, als ich es zu hoffen wagen darf.

Nun noch zwei Worte zum Schluß

Wenn ich auf den obigen Seiten meine eigne Person in den Vordergrund gestellt habe, so that ich das, wie meine Leser mir glauben mögen, mit innigem Bedauern und nur, weil ich meinen Lesern erklären zu müssen glaubte, durch welches Zusammentreffen zufälliger Umstände ich in die Geheimnisse, die Liebschaften, die Kämpfe, den Glanz und das Elend des wundersamen Zigeunerlebens eingeweiht wurde.

Ein Inneres.

Das achtzehnte Jahrhundert war geschlossen.

Die Schreckensherrschaft war gewichen und hatte eine lange Spur von Blut und Koth hinter sich zurückgelassen.

Robespierre, dieser Tiger mit Menschengesicht, den manche Elende heutigen Tags vergöttern möchten, hatte seinen Kopf auf dasselbe Schaffot gelegt, auf welches er so lange Zeit die edelsten Opfer gesandt hatte.

Man konnte jetzt, ohne sich in sichere Todesgefahr zu stürzen, den unglücklichen Ludwig XVI., diesen gerechten Mann und königlichen Märtyrer, beweinen

Kurz, der General Bonaparte war bereits zum ersten Consul ernannt und führte ein glorreiches Vorspiel für die Kaiserzeit auf, indem er homerische Siege in Italien errang und den Frieden von Luneville abschloß, welcher aus Frankreich und Oesterreich zwei befreundete Länder, wenn auch nur für einige Zeit, machte.

Unser schönes Land athmete wieder auf und dachte daran, den Schmutz seines Blutbades in einem Bade des Ruhmes abzuwaschen.

In dieser großen Epoche, das heißt während der ersten Tage des Monat Januar 1803, beginnt unsere Erzählung.

Ziemlich in der Mitte der Rue Grenelle Saint-Germain stand damals ein prachtvolles Hôtel, welches seitdem abgetragen ist.

Die Gebäude dieser herrschaftlichen Wohnung erhoben sich zwischen einem ungeheuern Hofe und einem Garten, welcher so groß wie ein Park war, einem jener Gärten, welche Boileau singen ließen:

„Paris est pour le riche un pays de cocagne,
Au milieu de la ville il trouve la campagne —" *)

Ein Ziegeldach mit durch Wappen geschmückten Wetterfahnen und mit spitzen Thürmchen an den äußersten Enden, erhob sich über den beiden Stockwerken des Hauptgebäudes.

Rechts und links von dem Hofe befanden sich Stallungen und Schuppen für fünfundzwanzig Pferde und sechs Kutschen.

Im Giebelfelde der Hauptpforte sah man ein prachtvolles Wappenschild, welches neu eingemeißelt war, da die Kartusche, welche früher dasselbe Wappen gezeigt hatte, während der Stürme der Schreckenszeit unter dem gleichmachenden Hammer der Herren Ohne-Hosen gefallen war.

Dieses prachtvolle Hôtel gehörte einem der größten Herren in Frankreich, dem Marquis de Froid-Mantel de Basseterre.

Eine Pendule im reinsten Rocaille-Stil, welche auf dem von weißem Marmor erbauten Kamin eines sehr kleinen Salons im ersten Stock des Hôtels stand, hatte eben die achte Stunde des Abends verkündet.

Dieser weiße und mit reichen Vergoldungen geschmückte

---

*) Paris ist für den Reichen ein Schlaraffenland; mitten in der Stadt findet er das Landleben.

Salon, dessen kuppelförmige Decke **al fresco** gemalt war, zeigte alle jene kostbaren Nichtigkeiten, welche auf ein gewaltiges Vermögen deuten.

Ein runder Tisch, welcher neben dem Kamine stand, trug eine Lampe, deren breiter grüner Lichtschirm das zu starke Licht milderte.

Das tiefste Schweigen herrschte in diesem Zimmer, obgleich sich in dem Augenblick, in welchem wir in dasselbe treten, drei Personen darin befanden.

Zunächst sah man rechts und links von dem Kamine auf Armstühlen von antiker Form, die reich mit Wappen geschmückt waren, zwei Greise sitzen.

Der Eine von ihnen, der Marquis von Basseterre, hatte sich in einen warmen Schlafrock von granatfarbener Seide gehüllt, dessen linke Brustklappe mit vier oder fünf militärischen Orden illustrirt war, und legte seinen mit Flanell umwickelten linken Fuß auf ein weiches Kissen, während er mit tiefer Aufmerksamkeit den **Mercure de France** las.

So viel man bei seiner zusammengesunkenen Haltung und seinem weiten Schlafrock urtheilen konnte, war der Marquis ein Mann von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau.

Sein ausdrucksvolles und martialisches Antlitz, dessen kräftig ausgeprägte Züge Würde und Adel verriethen, war von einem Walde schöner weißer Haare gekrönt, deren silberner Widerschein einen kräftigen Contrast mit den Augenbrauen bildete, welche noch so schwarz und buschig waren, wie sie nur bei einem jungen Manne sein können.

Sein sorgsam rasirtes Kinn ruhete auf einer weißen Halsbinde, deren Zipfel schön gestickt waren.

Die Zeitung hielt er in der rechten Hand.

Seine linke Hand, welche an seinem Stuhle niederhing, streichelte nachlässig die langen seidenweichen Haare eines kleinen schneeweißen Greifhundes, welcher bei der geringsten Bewegung die helltönenden Glöckchen an seinem Halsbande von rothem Sammet erklingen ließ.

Dieser Greifhund hieß Bijou.

Die Marquise von Basseterre, welche an der andern Seite des Kamines ihrem Manne gegenüber saß, war vollkommen unthätig und kreuzte ihre Hände über den Knieen.

Die Marquise war noch schön, aber ihr Antlitz so blaß und ihre Züge so regungslos, daß es nicht leicht war, gleich auf den ersten Blick die bleiche Stirn von den Locken der weißen Haare und von den Wogen weißer Spitzen zu unterscheiden, welche dem abgezehrten Oval ihres Gesichts als Rahmen dienten.

Ihr finsterer und kalter Blick starrte mit seltsamer Beharrlichkeit in den leeren Raum.

Ihre schwarzen, stark erweiterten Augensterne schienen das doppelte Licht der Lampe und des Kamines nicht wiederzustrahlen.

Ach! Die Marquise war blind.

Die dritte Person endlich, welche ein wenig weiter zurück an dem runden Tische saß, war ein junges Mädchen, welches stumm und nachdenkend, mit fieberhafter Thätigkeit an einer Stickerei arbeitete.

Dieses junge Mädchen, Louise von Basseterre, das einzige Kind der beiden alten Leute, war von einer engelgleichen Schönheit.

Ohne Zweifel würde man regelmäßigere Züge und einen

untadelhaftern Schnitt der Gesichtslinien haben finden können, aber die bewunderswerthe Reinheit ihrer Gesichtsfarbe hatte sicherlich ihres Gleichen nicht

Eben so unvergleichlich waren der halbverschleierte Glanz ihrer großen blauen Augen, welche durch lange schwarze Wimpern geschützt waren, der Reichthum ihrer braunen und seidenen Haare, deren Wiederschein den sanften Glanz des Sammets hatte, und die Eleganz und anmuthige Rundung der Umrisse ihres Körpers, dessen Bekleidung die vollendeten Formen zwar einkerkerte, aber nicht entstellte.

Louise verwandte auf ihre Arbeit jene durchaus mechanische Aufmerksamkeit, welche eine gewaltige innere Aufregung verräth.

Unter ihren gewandten Fingern gewannen die auf den Canevas gezauberten Blumen die lebhaftesten Farben.

Hätte man aber die reizende Stickerin durch eine unerwartete Frage überrascht, so würde sie nicht ohne vorgängige Verlegenheit zu sagen vermocht haben, ob der Stamm, welchen sie eben vollendete, eine strahlende Rose oder eine bleiche Camellia trage.

Wenn man ihre azurnen Augen genauer betrachtete und den leichten dunklen Kreis beobachtete, welcher die rosigen Augenlieder schattete, so mußte man auf viele schlaflose Nächte, auf viele Stunden des Kummers und ängstlichen Harrens, auf viele Thränen vielleicht schließen.

Thränen? warum Thränen?

Louise zählte zwanzig Jahre.

Sie war schön.

Sie war reich.

Sie war der Abgott ihres alten Vaters.

Ihre arme blinde Mutter schien durch die Liebe ihre frühere Sehkraft wiederzugewinnen, um sie anzuschauen und ihr zuzulächeln.

Und dennoch hatte Louise geweint.

Louise zitterte.

Louise duldete.

In diesem Zimmer, welches so reich mit allen Bequemlichkeiten versehen war, die man durch hohe Geburt und Reichthum erhält, unter dieser dem Anscheine nach so vollendeten Ruhe spielte also ein Drama?

Wir werden das bald näher erfahren.

Zunächst müssen wir aber mit wenigen Worten sagen, in welcher Lage sich unsere drei Personen in dem Augenblick befanden, in welchem wir uns ihrer bemächtigen, um sie unsern Lesern vorzuführen.

In Folge eines wunderbaren Zufalls oder vielmehr einer besondern Fügung der Vorsehung, hatte der Marquis von Froid-Mantel de Basseterre, obgleich ein sehr vornehmer Herr, durch die Revolution von 89 und deren Nachwehen nicht den mindesten Verlust erlitten.

Indeß hatte er sich während der terroristischen Saturnalien seines Alters ungeachtet zu der Armee Condé's begeben, um für sein Königshaus zu kämpfen, wie ihm das seine Pflicht, die Pflicht eines guten Edelmannes, gebot.

Die Marquise und ihre Tochter waren indeß in ihrem Schlosse in der Nieder-Normandie geblieben, in einem Schlosse, welches von gewaltigen Waldungen umgeben war und durch fast ungangbare Wege von jeder Stadt getrennt wurde. Ueberdieß würden sie hier durch die Liebe und Dankbarkeit ihrer Ex-Va-

sallen gegen jede Beleidigung geschützt worden sein, wenn anders von irgend einer Seite her eine Beleidigung gegen sie hätte gewagt werden sollen.

Das geschah übrigens auch nicht, und als Bonaparte im April 1802 die ungerechten Decrete zerriß, durch welche die Emigrirten geächtet wurden, konnte auch der Marquis nach Frankreich und zu denen zurückkehren, welche er liebte.

Ein schrecklicher Schlag erwartete ihn bei seiner Rückkehr

Die Marquise hatte in Folge einer langen und schmerzhaften Krankheit ihr Augenlicht verloren.

Diese traurige Neuigkeit war dem Marquis bisher nicht mitgetheilt, da man den Kummer seines freiwilligen Exils nicht noch vergrößern gewollt hatte.

Seine Verzweiflung war eine bittere und gewaltige.

Aber die Sanftheit und Ergebung seiner Frau, deren anbetungswürdiger Charakter durch dieses unerwartete Leiden nicht verändert war, übten allmählig auch auf ihn selbst einen glücklichen Einfluß aus.

Er fügte sich.

Er beschloß, in Frieden die letzten Jahre zu verleben, welche Gott ihm bewilligen würde, und fand fortan seine einzige Freude darin, den geringsten Wünschen der Marquise zuvorzukommen, seine Tochter Louise zu hätscheln, die Gicht zu behandeln, welche von Zeit zu Zeit seinen linken Fuß heimsuchte, auf verständige Weise mit seinem Haushofmeister die Gerichte seiner vier täglichen Mahlzeiten zu verabreden, die Räthsel im **Mercure de France** zu rathen und Bijou, den kleinen weißen Greifhund, welchen wir bereits kennen, zu liebkosen . . . . .

. . . .

Der Marquis war nicht allein aus dem Exil zurückgekehrt.

Er hatte einen jungen Mann mitgebracht, Martial von Préaulx, den letzten Sproß einer edlen, aber armen Familie im mittägigen Frankreich

Der Vater des Herrn von Préaulx war — wie Martial wenigstens erzählte — auf dem Schaffot während der Schreckenszeit verblutet und hatte seinem Sohne als einziges Erbtheil einen fleckenlosen Namen und einen unantastbaren Stammbaum hinterlassen

Bei der Armee Condé's war der junge Mann mit Herrn von Basseterre bekannt geworden. Dieser Letztere hatte ihn lieb gewonnen und ihm, da er seine Armuth kannte, vorgeschlagen, sein Secretair zu werden.

Martial hatte den Vorschlag angenommen. Er bewohnte das Hôtel, in welchem er wie ein Kind vom Hause betrachtet wurde, und seine einzige Arbeit bestand darin, daß er die **Mémoires** ins Reine schrieb, von denen der Marquis täglich einige Seiten ausarbeitete, um der Nachwelt die Erinnerung an die galanten Abenteuer seiner Jugend und an die Schwäche aufzubewahren, welche die leichtsinnigen Schönen am Hofe Ludwigs **XV.** gegen ihn gezeigt hatten.

Unter dem Namen eines Honorars erhielt dagegen Martial jährlich zweihundert Louisd'or von Herrn von Basseterre. Dieses ungeheuere Honorar, welches außer allem Verhältniß zu der Arbeit stand, durch welche es erworben wurde, war, wie man leicht erräth, lediglich eine auf feine Weise gewährte Unterstützung.

Wir werden uns übrigens beeilen, nähere Bekanntschaft mit Martial von Préaulx zu machen.

Die königliche Vase.

Die Pendule im kleinen Salon hatte, wie wir bereits gesagt haben, die achte Stunde des Abends verkündet.

Der Marquis ließ seine Zeitung aus der Hand fallen und rief mit Heftigkeit aus:

„Das mag der Teufel holen!"

Bei diesem Ausruf erschrak Louise, und die Stickerei entfiel ihren zitternden Händen.

Die Blinde wandte ihre glanzlosen Augen nach ihrem Manne und fragte mit sanfter Stimme:

„Was gibt es, mein Freund?"

„Was es gibt?" fragte der Marquis dagegen; „seit fünfunddreißig Minuten suche ich vergebens den Schlüssel des Logogriph im Mercur, während ich sonst die verwickeltsten Räthsel und Charaden auf den ersten Blick böse! und meine Gicht läßt mich auch auf schreckliche Weise dulden; und mein Magen liegt in den letzten Zügen; und der Vicomte von Labretonnais kommt noch immer nicht, obgleich es schon acht Uhr und längst Zeit zum Abendessen ist! Sehen Sie, meine liebe Freundin, das ist es, was es gibt."

Als der Marquis den Namen des Vicomte von Labretonnais aussprach, überzog eine brennende Röthe Stirn und Wan-

gen des jungen Mädchens. Dann folgte dieser schnellen Färbung fast eben so schnell eine entsetzende Bläße.

Herr von Basseterre bemerkte weder das eine noch das andere dieser vielbezeichnenden Symptome.

Als er seine heftigen Worte beendet hatte, ergriff er eine silberne Pfeife, welche auf dem runden Tische lag, näherte sie seinen Lippen und entlockte ihr einen zweimaligen langgedehnten und schrillenden Pfiff.

Auf diesen Ruf erschien in einer Thür des Salons ein großer Lakai in scharlachrothem Rock mit silbernen Tressen.

„Senden Sie mir Leblond her," sagte Herr von Basseterre.

Leblond war der Haushofmeister des Marquis.

Der Bediente ging.

Nach einer Minute etwa erschien der Majordomus. Er war ein Mann von mittler Größe und rund, wie eine Tonne. Sein heiteres Gesicht war mit zahllosen Rubinen besäet, und er vereinte offenbar alle körperlichen Eigenschaften, welche das wichtige Amt eines **officier de bouche** in einem Hause ersten Ranges verlangt.

„Der Herr Marquis haben mir die Ehre erwiesen, mich rufen zu lassen?" fragte er nach einer feierlichen Verbeugung.

„Ja."

Der Haushofmeister verneigte sich von Neuem und wartete.

„Ich verlange zu wissen," sagte endlich Herr von Basseterre, „ich verlange bestimmt zu wissen, ob Sie, wie ich ausdrücklich befohlen hatte, selbst die Zubereitung der rothen Rebhühner geleitet haben, denn Sie wissen, daß die letzten nur sehr mittelmäßig bereitet waren. — Wenn das nicht anders wird, so werde ich einen andern Koch annehmen müssen."

„Ich habe die Ehre gehabt, die Befehle des Herrn Marquis auf das Pünktlichste zu erfüllen," antwortete Leblond.

„Sagen Sie mir etwas Näheres über die beobachtete Bereitungsart."

„Ich gehorche. Vor genau achtundvierzig Stunden habe ich unter meinen Augen die fraglichen Rebhühner mit Trüffeln von Périgord, von vorzüglichster Güte, füllen lassen. In dem Augenblick, als sie an den Bratspieß gebracht werden sollten, daß heißt vor einer Viertelstunde, habe ich diese ersten Trüffeln entfernen und durch frische ersetzen lassen, so daß das Geflügel von doppeltem Parfüm durchdrungen ist und die Trüffeln in demselben doch nichts von ihrem Aroma verloren haben."

Der Marquis nickte beifällig mit dem Kopfe und sagte dann:

„Sie haben auch die Bereitung der **Entrées** und **Petits-pieds** geleitet?"

„Auf das Gewissenhafteste."

„Und alle übrigen Theile der Mahlzeit werden hoffentlich auf gleich sorgfältige Weise bereitet sein?"

„Ich bitte den gnädigen Herrn Marquis, daran nicht zu zweifeln."

„Schön. Nun sagen Sie dem Kellermeister, daß er mir neben mein Gedeck eine Flasche Portwein stellt und dieselbe ganz leicht erwärmt. Dann geben Sie Befehl, gleich nach der Ankunft des Herrn Vicomte, der nun nicht lange mehr ausbleiben kann, das Abendessen anzurichten.

In demselben Augenblick, in welchem der Haushofmeister den Salon verließ, kündete ein Bedienter mit lauter Stimme an:

„Der Herr Vicomte Raoul de Labretonnais."

„Lassen Sie anrichten!" rief der Marquis. „Dann fuhr er fort, indem er sich an den neu Eingetretenen wandte: „Bomben-Element! mein lieber Raoul, ich begann bereits ungeduldig zu werden. — Sie kommen fast zu spät, und ich hätte beinahe mit Seiner Majestät Ludwig dem Großen ausrufen können: „Fast hätte ich warten müssen!"

Während sich Herr von Labretonnais beeilte, seine Entschuldigungen gegen den Marquis vorzubringen, sah man abermals auf Louise's schönem Antlitz jene Abwechslung von glühendem Roth und geisterhafter Blässe, die wir schon einmal erwähnten.

Vicomte Raoul war ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, schien aber erst funfzehn oder sechszehn Jahre alt zu sein.

Sein kleiner Wuchs, seine zierlichen Verhältnisse, seine blonden Haare, seine rosigen Wangen, mit einem Worte, seine ganze kindliche und kokette Gestalt machte aus ihm den vollendetsten Typus des hübschen Pagen Cherubim in Figaro's Hochzeit

Nur fehlte ihm die verliebte Keckheit jenes köstlichen Pagen, wogegen auf der Stirn und in den Augen des Vicomte der Ausdruck einer unüberwindlichen Blödigkeit lag.

„Genug, genug, mein lieber Neffe," sagte Herr von Basseterre, indem er Raoul inmitten eines mühvoll begonnenen und noch künstlicher fortgeführten Satzes unterbrach, „gehen Sie nun und küssen Sie die Hand Ihrer Tante und Ihrer Bäse, und sagen Sie mir dann, ob Sie den Mercur gelesen und das Räthsel in der neuesten Nummer gelöst haben."

Der Vicomte antwortete verneinend und näherte sich dann

der Marquise, um ihre Hand mit achtungsvoller Freundschaft zu küssen.

Er wollte dann eben so mit Louise verfahren; als er aber die reizenden Finger des jungen Mädchens krampfhaft in seiner Hand zittern fühlte, wurde er selbst von einer so vollständigen Verwirrung ergriffen, daß es ihm nicht gelingen wollte, die weiße Hand seiner Base seinen Lippen zu nähern.

Der alte Marquis bemerkte diese beiderseitige Aufregung. Ein auf innere Freude deutendes Lächeln umspielte seine Lippen und er dachte, indem er auf seinen tiefen Scharfblick stolz war:

„Sie lieben einander in der That, wie zwei Turteltäubchen! Bei meinen Ahnen! das heiße ich eine Schicklichkeitsheirath, welche Zug für Zug einer Heirath aus Liebe ähnlich sehen wird!"

Das Abendessen war indeß aufgetragen. Zwei Bediente hoben den Marquis, der jetzt wegen seiner Gicht nicht gehen konnte, von seinem Stuhle auf und trugen ihn in den Speisesaal.

Raoul reichte der Frau von Basseterre den Arm und leitete ihren unsichern Gang mit einer wahrhaft kindlichen Frömmigkeit.

Louise folgte zuletzt mit finsterm Blick und gesenktem Haupte. . . . .

. . . .

Einige Worte, welche der Marquis in Form eines Bei-Seite aussprach, und die wir unsern Lesern wiederholten, haben deutlich genug gezeigt, daß ein Heirathsplan zwischen den Familien von Basseterre und von Labretonnais stattfand.

Raoul, der älteste Sohn einer Schwester des Marquis,

liebte Louise, seine Base und Verlobte, mit Leidenschaft, aber seine Blödigkeit und sein Mangel an Selbstvertrauen waren so groß, daß er bis zu dieser Stunde noch nicht gewagt hatte, von seiner Liebe mit der zu sprechen, welche man für ihn bestimmt hatte.

Wenn er sich aber in seinem Innern die schreckliche Frage aufwarf:

„Werde ich geliebt?"

Dann trieb ihn eine instinktmäßige Ahnung, der gar keine anscheinende Ursache zu Grunde lag, sich selbst zu antworten:

„Nein, ich werde nicht geliebt!"

Kein Ereigniß, welches der Erwähnung verdiente, unterbrach den Verlauf des Mahles.

Nur das wollen wir erwähnen, daß die Rebhühner von Seiten des Herrn von Basseterre den verdienten Beifall fanden. Nichts fehlte ihnen: sie waren bis zu dem nöthigen Grade gebraten; sie besaßen genau jene Blume des Hochgeschmacks, welche von den wahren Feinschmeckern so sehr gewürdigt wird, und die frischen Trüffeln endlich, mit denen sie so reichlich gefüllt waren, verbreiteten in der lauen Atmosphäre des Speisesaales einen ausgesuchten und durchdringenden Parfum, dessen Orthodoxie selbst von Cambacérès und Brillat-Savarin, diesen berühmten Gastronomen, anerkannt sein würde.

Der Marquis athmete diese wohlthuenden Ausströmungen durch alle Poren ein, und seiner Gicht ungeachtet, benetzte er jeden Mundvoll mit reichlichen Zügen Portweins, der geschmolzenen Topasen gleich in seinem Glase leuchtete.

Von Zeit zu Zeit erlaubte sich der alte Edelmann, erheitert

durch das köstliche Mahl, eine transparente Anspielung auf die bevorstehende Vereinigung seiner Tochter und seines Neffen.

Aber so oft er diese Saite berührte, blieben seine Worte ohne Echo. Vicomte Raoul zitterte und in Louise's Zügen verrieth sich ein Ausdruck von Schmerz und fast von Schauder.

Das Mahl war beendet.

Die Lakaien trugen den Marquis an den Kamin des kleinen Salons zurück, und Einer von ihnen entfernte sich dann, um aus einem benachbarten Zimmer ein Tricktrack-Brett zu holen.

Das Tricktrack war das Lieblingsspiel des Herrn von Basseterre, und um diesem zu gefallen, studirte Raoul auf das Muthigste die schwierigen Combinationen dieser mühsamen Belustigung.

Indeß sollte die beabsichtigte Partie nicht stattfinden, und ein unvorhergesehenes Ereigniß änderte mit einem Male die ganze Stimmung der Abendgesellschaft, in welche wir den Leser eingeführt haben.

Im Hintergrunde des Salons, gerade dem Kamine gegenüber, stand eine Console von Ebenholz, mit Perlmutter, Kupfer und Silber ausgelegt, und mit einem Teppich von granatfarbenem Sammet mit goldnen Franzen bedeckt.

Auf der Console stand eine Vase von Porcellan von Sèvres, eine große und alterthümlich geformte Vase, welche kostbar durch ihre Schönheit war, noch kostbarer aber durch die Erinnerungen, welche sich an sie knüpften.

Diese Vase, ein Erbstück der Familie und bestimmt, gewissenhaft von Generation auf Generation überzugehen, war dem Vater des Marquis von Seiner Majestät Ludwig **XIV.** geschenkt worden.

Eine Inschrift, welche über dem Wappen der Basseterre auf das Porcellan geschrieben war, sollte das Andenken an die königliche Freundschaft für ewige Zeiten erhalten.

Daher würde der Marquis mit Freuden einen großen Theil seines Vermögens abgetreten haben, um diese verehrte Vase gegen jede Gefahr zu schützen.

Aber ach! wer schildert den Schmerz! In dem Augenblick, als der Bediente, welcher das Tricktrack-Brett gebracht hatte, wieder zur Thür hinausgehen wollte, that er einen falschen Tritt, verlor das Gleichgewicht und hielt sich mechanisch an der Console von Ebenholz, welche ihm am nächsten stand. Während er sich aber an dieselbe klammerte, versetzte er ihr eine so heftige Erschütterung, daß die Vase auf ihrer Grundlage schwankte, sich von dem Sockel trennte, auf welchem sie stand, auf den Teppich niederstürzte und in zwanzig Stücke zerbrach

Stumm und seines Bewußtseins fast beraubt, sank der Bediente zur Seite der umherliegenden Bruchstücke nieder.

Der Marquis stieß ein wahrhaftes Gebrüll der Verzweiflung und Wuth aus, indem er eine gewaltsame Anstrengung machte, um sich von seinem Sitze zu erheben.

Aber der heftige Schmerz seines Gichtanfalls war gebieterischer, als sein Zorn, und er sah sich genöthigt, von Neuem auf seinen Sitz niederzusinken, während sein Antlitz blau wurde und aus seinen Augen Blitze leuchteten.

„Elender!" schrie er mit undeutlicher Stimme und indem er sich, seiner unbewußt, in Gedanken zu den Gebräuchen und Sitten der Zeiten der Regentschaft zurückversetzte, „Elender! ich werde Dich zu Tode prügeln lassen! Holla! Leute! ergreift den Schurken und haut ihn, so lange Ihr könnt!"

Gleich in dem ersten Augenblick war Vicomte Raoul hinzugesprungen und hatte eifrig die Trümmer aufgehoben, welche auf dem Boden lagen.

Erstaunt und fast erschreckt durch den Lärm um sie her, neigte sich die Marquise an Louise's Ohr und fragte ganz leise:

„Was gibt es, mein Kind? was gibt es denn?"

„O! meine Mutter!" stammelte das junge Mädchen; „die Vase Ludwigs XIV. —"

„Nun?"

„Sie ist zerbrochen!"

„Zerbrochen!" rief nun auch die Marquise aus. „O! mein Gott!"

Und als wäre das Geschenk des großen Königs ein geheimnißvoller Talisman gewesen, von welchem das ganze Glück und die Zukunft des Hauses Basseterre abgehängt hätte, so faltete die arme Blinde ihre Hände mit einem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, und einige Thränen rollten über ihre Wangen.

Nachdem der Vicomte Raoul alle Porzellan-Trümmer, welche er aufgehoben, achtungsvoll auf die ihrer köstlichen Zierde beraubte Console niedergelegt hatte, näherte er sich dem Marquis, dessen Zorn sich noch fortwährend steigerte, und überreichte ihm einen Brief.

„Was ist das?" fragte der Greis schnell.

„Ein Brief, mein Oheim."

„Woher kommt er?"

„Ich weiß nicht; ich fand ihn zwischen den Trümmern auf der Erde und vermuthe, daß er in der Vase gelegen hat, deren Verlust wir beklagen."

Der Marquis reckte die Hand aus, um den Brief zu ergreifen.

Louise, deren Blick eine unnennbare Angst ausgedrückt hatte, während sie diesen letzten Auftritt wahrnahm, machte eine Bewegung, als wollte sie sich ihrem Vater nähern und ihm den Brief entreißen, welchen man ihm übergeben hatte.

Aber ihre Kräfte verließen sie und sie sank fast leblos auf ihren Sitz zurück, während sie leise sagte:

„O! mein Gott! mein Gott! wenn ich sterben könnte!"

Der Marquis zerriß das Couvert.

Dieses Couvert trug keine Aufschrift und auch das große rothe Siegel zeigte keinen Abdruck irgend eines Petschaftes.

Das vierfach zusammengelegte Papier, welches aus dem geöffneten Couvert hervorfiel, enthielt nur eine Zahl, nämlich die Zahl **XII.**

„Zwölf!" wiederholte der Marquis, indem er das Papier hinwegwarf; „das gewährt gar keinen Sinn, wundert mich übrigens auch nicht, da es möglich ist, daß der Brief bereits seit zwanzig Jahren in der Vase gelegen hat."

Als Louise diese Worte hörte, schien sie wieder aufzuleben, wie sich bei einem frischen Gewitterregen eine durch die Sonnengluth gewelkte Blume wieder aufrichtet.

Während einer Secunde hatte ihr sanfter Blick einen fast lächelnden Ausdruck, aber ihre gewöhnliche Zerstreutheit erlangte bald wieder die Oberhand, und ihre Wimpern wurden abermals von Thränen benetzt.

Der für einen Augenblick unterbrochene Zorn des Marquis erwachte nun schnell wieder und zwar mit neuer Kraft.

Zusammenkunft.

Der Wuthausbruch des Herrn von Basseterre endete mit einer Art von Blutschlag.

Seine Wangen, welche vorher roth gewesen waren, wurden erst purpurn, dann violett; seine Augen unterliefen mit Blut, seine krampfhaft verzogenen Lippen vermochten nur noch unartikulirte und unzusammenhängende Worte hervorzubringen.

Louise entriß sich den heftigen Anstrengungen, von denen sie niedergebeugt ward, eilte nach dem Kamine und zog heftig und zu mehren Malen die Klingelschnur, während Vicomte Raoul die Bedienten zu Hülfe rief und die Marquise, welche ihren Verstand vor Schrecken verloren hatte, sich halb in ihrem Stuhle emporrichtete, vergebens ihre erloschenen Augen weit aufriß und mit ausgereckten Händen rief:

„Mein Gott! was gibt es denn? Was gibt es schon wieder? Antwortet mir! Im Namen des Himmels, antwortet mir doch!“

Louise bemühete sich, ihre Mutter zu beruhigen. Die Dienerschaft des Hôtels eilte herbei; man drängte sich um den Marquis, man verschwendete jede Sorgfalt an ihm, welche sein Zustand nöthig machte, und sandte zu einem Arzte, als plötzlich die erschreckenden Symptome verschwanden, der für einen Augenblick

unterbrochene Blutumlauf seine natürliche Bewegung wiedergewann und Herr von Basseterre, zwar ruhig, aber vollständig erschöpft, den Gebrauch der Sprache wiedererlangte.

Während dieses schrecklichen Anfalles, und während Alles in dem kleinen Salon in eine geräuschvolle Bewegung gekommen war, trat eine neue Person ein, ohne daß man deren Gegenwart beachtete, und bildete einen stillen, aber äußerst aufmerksamen Zuschauer des unter seinen Augen vorgehenden Auftritts.

Dieser Neuangekommene war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, groß und schlank gewachsen, und bis auf das weiße Halstuch und die gekräuselten Manchetten durchaus schwarz gekleidet.

Sein langes und braunes Gesicht war von schönen schwarzen Haaren umgeben. Seine bewundernswürdig regelmäßigen Züge mußten für den ersten Augenblick für ihn einnehmen, aber eine aufmerksame und unparteiische Prüfung vernichtete zum Theil diesen günstigen Eindruck, denn die Züge dieses schönen Angesichts drückten weder Gutmüthigkeit, noch überhaupt Offenherzigkeit aus.

Ein spottvolles Halblächeln verzog fortwährend seine dünnen und blassen Lippen, und wenn auch seine Augen strahlten und breit gespalten waren, so hatten sie doch jenen ausweichenden und unstäten Blick, welcher es nicht wagt, dem Blicke eines Andern zu begegnen, damit Niemand die im Innersten des Herzens verborgenen Gedanken lese.

Dieser Mann hieß Martial von Préaulx - Wenn wir dem Secretair des Marquis nicht früher begegneten, so kam das daher, daß er mit der Erledigung einer wichtigen Angelegenheit

von Herrn von Basseterre beauftragt war und zur Stunde des Abendessens noch nicht im Hôtel hatte zurück sein können.

Gleich bei seinem Eintritt in den Salon und mit dem ersten Blicke hatte er die Trümmer der Porzellan-Vase gesehen, so wie auch den Umschlag des geheimnißvollen Briefes, welcher nur die Zahl Zwölf enthielt.

Bei diesem Anblick war sein gewöhnliches Lächeln in ein zu gleicher Zeit sardonisches und wildes Grinsen übergegangen.

Dann war er regungslos und schweigend stehen geblieben, um zu warten.

Endlich nahm die Krisis, wie wir bereits meldeten, einen glücklichen Ausgang.

Nun näherte sich Herr von Proâulx dem Marquis und verneigte sich vor ihm.

„Ach, Sie sind es, Martial," sagte der alte Edelmann.

„Ich komme," antwortete der junge Mann, „um Ihnen, Herr Marquis, Rechenschaft von der Sendung abzulegen, mit der Sie mich zu beauftragen beliebten"

„Wir werden morgen davon sprechen, mein Freund. Ich bin heute Abend zu ermattet und zu leidend, als daß ich mich mit Geschäftsangelegenheiten abgeben sollte."

„Ich hoffe indeß, Herr Marquis, daß dieses plötzliche Uebelbefinden ziemlich überwunden ist und keine unangenehmen Nachwehen haben werde."

„Das glaube ich mit Ihnen, Martial, und danke ihnen für Ihre Theilnahme."

„Es ist mehr, als Theilnahme, Herr Marquis, es ist eine achtungsvolle Freundschaft und ein tiefbegründetes Dankbarkeitsgefühl, welches mich beseelt."

„Ich weiß das, Martial! Sie lieben mich und sind ein braver Mann. Ich werde daher auch viel für Sie thun, verlassen Sie sich darauf."

Martial verneigte sich abermals, ergriff die Hand des Herrn von Basseterre und führte sie an seine Lippen.

„Auf morgen, mein Freund!" sagte dieser Letztere zu ihm.

„Um welche Stunde befehlen Sie, daß ich vor Ihnen erscheine?"

„Um zwölf Uhr Mittags."

Der Secretair verneigte sich zum dritten Male. Als er dann im Begriff stand, sich aus dem Salon zu entfernen, verneigte er sich auch gegen Fräulein von Basseterre und warf ihr einen vielsagenden Blick zu, in welchem eine stumme Frage oder vielmehr ein gebieterischer Befehl lag.

Louise antwortete mit einem Kopfnicken und mit einem Seufzer, welche offenbar Gehorsam und Ergebung verhießen.

. . . .

Die Stunde der Mitternacht hatte geschlagen.

Jemand der um diese Stunde in den entlaubten Gebüschen des großen Gartens in der Rue Saint Dominique sich versteckt gehabt hätte, würde an der ganzen Breite des Hôtels nur zwei Fenster erleuchtet gesehen haben.

Das eine dieser beiden Fenster, nämlich das äußerste Fenster auf der rechten Seite des Hauptgebäudes, war von dem schwachen Scheine einer Nachtlampe erhellt.

Dieses Fenster gehörte dem Schlafzimmer des Marquis an.

Das andere Fenster war dagegen hell erleuchtet und an dem entgegengesetzten Ende der Façade.

Es war das Fenster zu Louise's Schlafzimmer.

Während die langsamen Schwingungen der Thurmuhr von St. Thomas d'Aquin sich in das Schweigen der Nacht verloren und man nur dann und wann aus der Ferne das Rollen einer verspäteten Kutsche vernahm, schlüpfte eine menschliche Gestalt aus dem Erdgeschoß des Hôtels und verlor sich in der Allee, welche an der Umfassungsmauer des Gartens entlang lief.

Bald kam die Gestalt mit einer langen Leiter zurück, welche sie an die Wand des Hôtels stellte.

In wenigen Secunden erstieg die Gestalt den kleinen eisernen Balcon, welcher einen Vorsprung vor dem Fenster des Fräulein von Basseterre bildete, worauf sie sich sorgfältig in dem Schatten verbarg, den die halbgeöffnete Persienne auf den Balcon warf, und drei Mal leise an eine Fensterscheibe pochte.

Das Fenster öffnete sich sogleich. Die Gestalt sprang in das Zimmer, und Martial von Préaulx stand Louise gegenüber.

Das junge Mädchen war in einen großen weißen Nachtüberrock gehüllt. Einige Locken ihrer langen braunen Haare fielen ohne Ordnung über ihre Schultern hinab. Man sah, daß sie lange geweint hatte, denn ihre gerötheten und angeschwollenen Augenlieder stachen gegen die Bläße ihrer Wangen ab, welche hier und da bläuliche Flecken zeigten.

Kamen die beiden jungen Leute wegen eines Stelldicheins der Liebe zusammen, so begann dieses unter sehr traurigen Vorzeichen, obgleich nichts frischer, nichts reizender, nichts jungfräulicher sein konnte, als das Innere von Louise's Zimmer.

Das Zimmer war klein und niedlich, dabei ganz mit einer

persischen Tapete ausgekleidet, auf deren hellgrauem Grunde kleine violette und rosenrothe Blumen waren.

Die wenigen Stühle waren von Cedernholz, mit Ebenholz ausgelegt und mit blauem Damast bezogen. Von einem unter der Decke befestigten Ringe fielen um das Bett herum die schneeweißen Falten eines weiten indischen Mussclins.

Zwischen diesen Falten und auf einem Hintergrunde von rothem Sammet unterschied man in einem köstlich ciselirten Rahmen einen großen Christus von Elfenbein; diesem gegenüber befand sich eine wunderschöne Copie der **Madonna della sedia.**

Man sieht, daß dieses köstliche Nest der Jungfrau nur Träume von engelgleicher Keuschheit hätte einflößen sollen.

Und dennoch —

Greifen wir jedoch dem Gange unserer Erzählung nicht vor.

Martial schloß das Fenster wieder, trat zwei Schritte näher und schickte sich an, seine Arme um Louise zu schlingen und einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

Aber das junge Mädchen schob ihn sanft von sich zurück, indem sie zugleich den weißen Stoff ihres Nachtrockes enger über der Brust zusammenzog. Dann sagte sie mit einer festen und doch unterbrochenen Stimme:

„Setzen Sie sich, Martial, und hören Sie mich an."

Martial gehorchte, aber seine schwarzen Brauen zogen sich leicht zusammen, und der ohnehin düstere Ausdruck seines Gesichts verfinsterte sich noch mehr.

„Ich höre und warte," sagte er.

„Sie haben heute Nacht kommen wollen," versetzte Louise, „und noch ein Mal habe ich mich Ihrem Willen unterworfen.

Ich habe Sie empfangen, Martial, aber nur, weil ich mit Ihnen zu sprechen hatte — und zwar über ernste Dinge, über feierliche Dinge. Ja, ich will mit Ihnen sprechen vor Gott, der uns hört, vor dem Christus, der uns vernimmt und dieses Mal nicht verschleiert ist!"

Bei diesen Worten zeigte Louise nach dem Christus von Elfenbein, der in seinem Sammetrahmen glänzte.

„Ihre Worte erschrecken mich und lassen mich an ein Unglück glauben," unterbrach Martial die Sprechende; „zu verstehen vermag ich aber dieselben nicht."

Louise schulterte sich auf eine Weise, welche eine schlecht verborgene Verachtung verrieth, und fuhr fort, ohne daß sie es für nöthig hielt, die letzte Bemerkung zu beantworten:

„Ich kann, darf und will nicht länger das Dasein annehmen, welches Sie mir geschaffen haben, denn es ist das kein Leben, Martial, sondern ein Tod, ein in jedem Augenblick wiederholter Tod, ein schrecklicher Tod!"

„Louise!" rief der junge Mann aus.

„Lassen Sie mich sprechen, Martial," fuhr Fräulein von Basseterre mit Festigkeit fort; „ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen. Späterhin werden Sie mir antworten, wenn Sie wollen, oder vielmehr, wenn Sie können."

„So sei es denn!" murmelte Herr von Préaulx, indem er seine Arme über der Brust kreuzte und sein Haupt senkte, wie ein Mann, der sich einem peinlichen Zwange unterwirft, ohne daß es in seiner Gewalt steht, sich demselben zu entziehen.

„Als Sie in dieses Haus traten," fuhr das junge Mädchen fort, „da war ich glücklich, sehr glücklich! — Erlauben

Sie mir, daß ich Ihnen sage, was Sie mit meinem Glück gemacht haben."

Louise sah, daß Martial ihr etwas einwerfen wollte, und beeilte sich daher, fortzufahren:

„O! fürchten Sie nichts; ich spreche ohne Bitterkeit mit Ihnen, ohne Zorn; Sie werden keine Vorwürfe vernehmen, sondern ich will Ihnen nur die Seiten meines Lebens vor die Augen führen, in welche Sie sich als mein böser Genius gemischt haben, damit ich in Ihren Augen den unwiderrufbaren Entschluß rechtfertige, welchen ich gefaßt habe.

Sie kamen hier an, Martial; Sie theilten die Gefahren meines Vaters; Sie waren der letzte Sproß einer edlen Familie, und während Sie berufen waren, eine hohe Stellung in der Welt einzunehmen, fanden Sie sich durch die Zufälligkeiten des Schicksals gezwungen, eine fast untergeordnete Stellung bei uns einzunehmen.

Ihr Herz blutete deßhalb, ihre Trauer war eine bittere und gerechtfertigte; ich begriff Ihren Schmerz, ich errieth Ihre blutenden Wunden und fühlte in meinem Herzen jenes Mitleid, welches ich keinem Leidenden versage.

Damals liebten Sie mich, Martial, oder Sie sagten wenigstens, daß Sie mich liebten. Damals stieg der ehrlose Gedanke in Ihnen empor, die Gastfreundschaft des Vaters dadurch zu vergelten, daß Sie die Tochter verführten."

„Louise! — Louise!" unterbrach der junge Mann die Sprechende von Neuem in einem zornigen Tone.

„O!" fuhr Fräulein von Basseterre fort, „glauben Sie nicht, daß ich Sie demüthigen will, indem ich so mit Ihnen

spreche; ich sammele meine Erinnerungen nur, ich erzähle, und das ist Alles!

Damals, wie jetzt, hatte mein Vater das unbegränzteste Vertrauen zu Ihnen; er glaubte an Ihre Biederkeit, er glaubte, daß in Ihrem Herzen, wie in dem seinigen die geheiligten, die göttlichen Worte lebendig wären: der Adel verpflichtet!

Was haben Sie aus seiner Ehre gemacht, Martial, was haben Sie aus der Ihrigen gemacht?

Haben Sie nicht alle Mittel in Anwendung gesetzt, durch welche Sie das Mitleid eines jungen Mädchens in Liebe umwandeln konnten?

Wie oft sah ich Sie nicht zu meinen Füßen weinen, Martial? wie oft sagten Sie mir nicht, daß Sie sterben würden, wenn ich Sie nicht lieben wollte.

Aber es war nicht meine Liebe, welche Sie damit von mir verlangten, sondern meine Schande, denn Sie liebten mich nicht! Man entehrt die nicht, welche man liebt!

Und dennoch hatten Ihre Thränen, Ihre Bitten meine Vernunft erschüttert, mein Herz erweicht, meine Gedanken verwirrt; Sie hatten mich zu einer Wahnsinnigen gemacht, ja, Martial — zu einer Wahnsinnigen, denn Sie haben Alles erlangt.

Und seit jener verwünschten Stunde, in welcher ich mich unter das Gewicht meines Fehltrittes beugte, während Sie, stolz auf Ihren ehrlosen Triumph, sich entfernten, — seit jenem schrecklichen Augenblick, in welchem ich mir vorkam, als erwachte ich aus einem Fiebertraume — o! mein Gott! was habe ich nicht seitdem erduldet!

Was für Tage! was für Nächte habe ich verlebt! keine

Ruhe hatte ich mehr! keinen Schlummer! ich zitterte vor den Blicken meines Vaters; ich dankte Gott, daß er meiner Mutter das Augenlicht genommen habe! — O! Martial, sehen Sie Ihr Werk!

Als heute Abend die Vase zerbrach, in welcher Sie Ihre Briefe zu verbergen pflegten, da schien es mir, als weiche das Leben von mir, und der schrecklichste Todeskampf muß weniger furchtbar sein, als die Qual, welche ich duldete.

Sehen Sie nun, wohin ich gekommen bin, Martial. Aber das ist noch nicht Alles! Unser Geheimniß wird offenkundig werden, denn ich trage, wie Sie wissen, unter meinem Herzen einen lebendigen Zeugen meiner Schande — Kurze Zeit noch, und meine Entehrung wird bekannt werden, und man wird mir fluchen, mich aus dem väterlichen Hause verbannen — Und all deß ungeachtet, Martial, wenn ich Sie bitte, sich meinem Vater zu Füßen zu werfen, ihm, der mich liebt, Alles zu bekennen und ihn zu bitten, daß er mich Ihnen gebe; so antworten Sie mir kalt: „Wir müssen noch warten.“ Ist es wahr, Martial, ist es wahr, daß Sie mir nur diese Antwort geben können?“

„Ja, es ist wahr.“

„Und Sie sind noch immer derselben Ansicht?“

„Noch immer.“

„Und die Worte, welche Sie vernommen, haben keinen Einfluß auf Sie hervorgebracht?“

„Es waren Worte ohne Sinn.“

„Sie weigern sich also, mit meinem Vater zu sprechen?“

„Was die Gegenwart betrifft, ja.“

„Ueberlegen Sie, Martial, haben Sie Mitleid mit mir!“

„Armes Kind! wenn ich mich weigere, so kommt das eben daher, weil ich überlegt und weil ich Mitleid mit Ihnen habe."

„Martial!"

„Louise!"

„Noch ist es Zeit! willigen Sie ein!"

„Es ist unmöglich!"

„Dann weiß ich, was ich zu thun habe."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie werden es morgen erfahren."

„Louise, antworten Sie mir: was für einen Plan haben Sie?"

„Ach, bitte, Martial, lassen Sie mir wenigstens die Freiheit meiner Gedanken und meiner Handlungen!"

„Aber, unglückliches Mädchen, Sie gehen einem Abgrunde entgegen! Ich hatte es schon errathen, Louise, daß Sie im Stillen einen unseligen Plan ausbrüteten, und um diesen unglücklichen Entschluß zu bekämpfen, habe ich Sie um eine Zwiesprache für diese Nacht gebeten."

„Wirklich!" sagte Fräulein von Basseterre mit einer schrecklichen Ironie.

„Und wenn Sie nicht auf mich hören, wenn Sie mir dieses Mal nicht glauben wollen, so sind wir Beide verloren."

„Nun, so erklären Sie sich, so sprechen Sie nun! Worauf soll ich hören? was soll ich glauben?"

„Eben den Worten, welche ich bereits oft gegen Sie wiederholt habe, durch welche Sie entrüstet, durch welche Sie gereizt werden."

„Und was für Worte sind das?"

„Die Worte: wir müssen noch warten!"

„Warten! immer warten! Haben Sie mich denn nicht verstanden, Martial? Warten! Es ist dazu keine Zeit mehr! Morgen wird es meine erste Handlung sein, daß ich zu meinem Vater gehe, um ihm Alles zu offenbaren."

„Nun gut, so wird morgen, um die Stunde, da Sie solches thun, Ihr Kind keinen Vater mehr haben, denn ich werde mir eine Kugel durch den Kopf jagen."

Und während Martial diese Worte sagte, ließ er den Lauf einer Pistole vor den Augen des erschreckten jungen Mädchens blitzen.

„Sie wollen sich das Leben nehmen!" rief sie aus; „wollen sich lieber das Leben nehmen, als unsern Fehltritt bekennen! — lieber sterben, als den begangenen Fehler wieder gut machen! — Ist es denn möglich, daß Sie auf solche Weise mit mir sprechen können?"

Für einen kurzen Augenblick schwiegen Beide. Dann durchzuckte plötzlich ein furchtbarer Verdacht Louise's Geist, ihre Augen schienen sich zu erweitern, um einen durchdringenden Blick auf ihren Geliebten zu richten, und sie fragte halblaut:

„Martial, — sind Sie verheirathet?"

„Nein," antwortete der junge Mann mit fester Stimme; „vor Gott schwöre ich Ihnen das Gegentheil zu!"

„Was fesselt Sie denn sonst? Sie sind frei, Sie sind Edelmann; mein Vater hat eine lebhafte Zuneigung zu Ihnen; sein Zorn würde ohne Zweifel ein schrecklicher sein, aber endlich würde er doch verzeihen und in unsere Vereinigung einwilligen — und nur Sie, Sie sind es, der unbeugsam ist. — Martial, Martial, soll ich denn glauben, daß sie vordem irgend welche

schändende Verbrechen begangen haben, daß an Ihrem Namen, an Ihrer Vergangenheit ein entehrender Flecken haftet?"

Bei diesen letzten Worten erbleichte Herr von Préaulx, und seine schwarzen Brauen zogen sich von Neuem zusammen; aber diese Aufregung war nur eine kurze und ging unbemerkt vorüber, denn er wußte sich schnell genug zu beherrschen, um mit vollkommner Sicherheit und einer, wenn nicht wirklichen, doch wunderschön gespielten Entrüstung zu antworten:

„Louise — eine solche Vermuthung —"

„O, mein Freund!" rief das junge Mädchen aus, „ich beleidige Sie, ohne es zu wollen! — Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir! — Mein Kopf verwirrt sich und ich verliere den Verstand. — Martial! Martial! wenn Sie mich noch lieben, so haben Sie Mitleid mit mir!"

Mit aufgelösten Haaren, die Augen in Thränen gebadet, die Brust von einem krampfhaften Schluchzen gehoben, warf sich Louise vor ihrem Geliebten auf die Kniee und streckte ihm flehend die Hände entgegen.

Da erhob sich Herr von Préaulx und sagte mit schmeichelnder Stimme zu ihr, während er die Thränen abtrocknete, welche über ihre Wangen rannen:

„Muth, Louise, haben Sie Muth, lassen Sie sich nicht von thörichten Befürchtungen beherrschen, vertrauen Sie auf dieses Herz, welches Sie schlagen fühlen, und das stets nur für Sie schlagen wird — Ich bin in diesem Augenblick damit beschäftigt, die letzten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche sich unserer unmittelbaren Verbindung entgegen stellen können, und bald werde ich Ihre Wünsche erhören und in meiner

heißen Liebe das Geheimniß zu finden wissen, Ihren Vater zu rühren."

„Ist das wirklich wahr?" stammelte Fräulein von Basseterre.

„Können Sie daran zweifeln, Louise?"

„Schwören Sie mir bei dem Andenken an Ihre Mutter zu, daß Sie thun werden, was Sie sagen."

„Ich schwöre es Ihnen bei dem Andenken an meine Mutter zu!"

„Und es wird das bald geschehen?"

„Bald, Louise."

„Wohl, so sei es! Ich werde. da es nöthig ist, meine Scham und Gewissenspein unterdrücken, aber beeilen Sie sich, denn ich fühle, daß ich sterben werde."

„Du wirst leben, meine Freundin, wirst zu Deinem und meinem Glück leben — wirst für unsere Zukunft — für unser Kind leben —"

Als die Unterhaltung, die auf eine so ernste Weise begonnen hatte, bis zu diesem Punkte gediehen war, da wurde sie bald zu einer Plauderei der Hoffnung und der Liebe.

Martial hatte sein Ziel erreicht.

Louise wollte schweigen!

Nach einer Stunde öffnete sich das Fenster wieder und Herr von Préaulx gleitete von dem Balkon in den Garten hinab. Die Leiter ward an ihre Stelle zurückgetragen, das Licht erlosch hinter dem Fenster des jungen Mädchens und an der dunkeln Façade des Hôtels sah man nur noch den schwachen Schein, welchen die Lampe des Marquis verbreitete.

Ein Dieb.

Zwei Monate waren seit der nächtlichen Scene verflossen, welche wir in dem vorigen Capitel erzählten, und während dieser Zwischenzeit waren manche wesentliche Veränderungen in der Lage der Personen unsers Drama's eingetreten.

Von Tage zu Tage mehrten sich Louise's Leiden. Ihre Schwangerschaft erreichte ihre letzte Periode, und die Störung ihrer Verhältnisse, dieses anklagende und schreckliche Zeichen, gewann eine solche Höhe, daß auch die wohlwollendsten Augen bei ihrem Anblick einen unruhigen und mißtrauischen Ausdruck annahmen.

Aber wir wissen bereits, daß die Marquise blind war, und was den Herrn von Basseterre betraf, so legten väterliche Liebe und ein gränzenloses Vertrauen eine undurchdringliche Binde vor seine Augen. Ueberdieß lag ein so sprechender Ausdruck reinster Keuschheit auf Louise's bleichem und reizendem Antlitz, daß ein Jeder, wenn er sie betrachtete, sich gegen den Augenschein zu sträuben geneigt war, und das Herz mit Abscheu den nur zu begründeten Verdacht, welcher sich regte, wie einen ehrlosen und verleumderischen Zweifel zurückwies.

Der Vicomte von Labretonnais setzte seine täglichen und schüchternen Besuche fort.

Kurz, es wurde eine immer dringendere Nothwendigkeit, irgend einen Plan zu ergreifen. Aber welchen?

So standen die Dinge in dem Augenblick, in welchem wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen, das heißt im Verlauf des Monats März im Jahre 1803.

Ein heftiger und neuer Anfall der Gicht verdammte Herrn von Basseterre zu einer vollständigen Unthätigkeit

Während des vergangenen Tages hatte Louise heftige Schmerzen gefühlt, körperliche und geistige Qualen, die Vorläufer und Verkündiger der bevorstehenden Krisis.

Martial, welcher durch Louise von diesen drohenden Symptomen in Kenntniß gesetzt war, hatte ihr wiederholt, daß sie warten und Vertrauen haben müsse, aber er selbst schien niedergeschlagen, finster und ohne Kraft.

Indeß war die Nacht gekommen, und mit ihr die Ruhe und das Schweigen.

Wir werden sehen, was während dieser Nacht vorging.

Zuvor aber noch wenige Worte über die innere Einrichtung des Hôtels, und etliche Einzelheiten, welche unerläßlich sind, um das Folgende zu verstehen.

Martials Wohnung bestand aus zwei Zimmern und befand sich im Erdgeschoß, gerade unter den Zimmern des Marquis.

Eine geheime Treppe führte aus dem Schlafzimmer des jungen Mannes nach dem ersten Stock, und zwar in das Bibliothekzimmer, welches dem Herrn von Basseterre zugleich als Arbeits-Kabinet diente.

In der Mitte dieses Bibliothekzimmers stand ein ungemein großer Schreibtisch von Eichenholz, der mit kunstvollem Schnitzwerk verziert und von der Zeit gebräunt war. Auf diesem

Schreibtische lagen und standen seltene Bücher, wichtige Papiere und ein Atlas von hohem Werthe. Ein Schubfach desselben, welches durch ein kunstvolles Schloß geschützt war, enthielt fast stets bedeutende Summen in Gold und Banknoten.

Das Schlafzimmer des Marquis stand in einer unmittelbaren Verbindung mit diesem Arbeitskabinet, in welchem Martial täglich zwei oder drei Stunden mit der Revision der biographischen und galanten Memoiren des alten Edelmanns beschäftigt war.

Herr von Préaulx hatte sich völlig angekleidet auf das Bett gelegt und erwartete die zweite Stunde des Morgens. Als diese erschienen war, verließ er leise sein Zimmer und schlich in den Garten hinaus, dessen Boden durch den Frost gehärtet war. Er folgte einer Seiten-Allee und erreichte bald die Umfassungsmauer, welche mit der Rue Grenelle-Saint-Germain parallel lief.

In dieser Mauer war eine kleine wurmstichige, aber durch feste Schlösser gesicherte Pforte, welche von den ersten Tagen des Frühlings an den Blicken durch das üppige Grün wilder Reben entzogen wurde.

Martial bemühete sich mit Hülfe eines Hammers, den er mitgebracht hatte, die Riegel zurückzutreiben, welche durch den Rost gleichsam in ihren Muttern festgewachsen waren. Es gelang ihm das, aber nicht ohne Mühe.

Als dieses geschehen war, ließ er die kleine Pforte offen stehen und kehrte nach dem Hôtel zurück. Beim Vorübergehen trat er noch unter das Schuppendach, unter welchem die Werkzeuge des Gärtners aufbewahrt wurden, und versah sich mit eben jener Leiter, welche seine Besuche bei Louise vermittelte.

Nur lehnte er dieselbe dieses Mal nicht an den Balcon des jungen Mädchens, sondern an ein Fenster des Bibliothekzimmers, indem er dabei eine ungemeine Vorsicht aufwandte.

Nachdem Martial so den ersten Theil seines geheimnißvollen Werks vollendet hatte, trat er wieder in sein Zimmer, zündete eine Blendlaterne an, entkleidete sich halb, ersetzte seinen Rock durch einen Schlafrock, seine Stiefel durch Pantoffeln, band ein Tuch um seinen Kopf und nahm aus einem Schranke ein Paar Pistolen, welche er mit großer Sorgfalt lud. Dann versah er sich mit verschiedenen sonderbar gestalteten Werkzeugen von Stahl, verdeckte das Licht seiner Blendlaterne zur Hälfte und schlich geräuschlos die geheime Treppe hinan, welche in das Bibliothekzimmer führte.

Als er in dieses getreten war, legte er seine Werkzeuge auf den Schreibtisch und ging auf den Spitzen der Zehen an die Thür, welche in das Schlafzimmer des Marquis führte. Er legte sein Ohr an die schwache Thür.

Ein eintöniges und regelmäßiges Schnarchen bewies ihm, daß der Greis einen ruhigen und tiefen Schlaf schlief.

Ein triumphirendes Lächeln spielte um Martials dünne Lippen, während er sich dem Schreibtische näherte. Binnen wenigen Minuten hatte er mit Hülfe der stählernen Werkzeuge, die er mitgebracht hatte und mit seltener Gewandtheit handhabte, das Schloß des erwähnten Schubkastens geöffnet.

Martial beeilte sich, die Reichthümer des Kastens zu prüfen.

In einer Abtheilung desselben lagen drei Rollen, von denen jede tausend Franken in Gold enthielt.

Eine ziemlich große grüne Brieftasche enthielt achttausend Franken in Bankbillets.

Die Rollen mit den Goldstücken, wie die Brieftasche, verschwanden in einer Tasche des jungen Mannes.

„Alles geht gut!“ sagte er, als er leise das Fenster öffnete, gegen welches er die Leiter gestellt hatte.

Ein sehr kleiner Diamant, welcher in einem Ring eingefaßt war, diente ihm, eine Scheibe des Fensters zu zerschneiden.

Man konnte nun annehmen, daß das Fenster von außen geöffnet sei.

Martial hatte sein kühnes Unterfangen fast beendet; er versetzte nun schnell die Papiere, welche auf dem Schreibtische lagen, so wie auch die in der erbrochenen Schublade enthaltenen, in eine künstliche Unordnung, ließ in dem Zimmer an verschiedenen Stellen die Werkzeuge zurück, welche ihm zur Ausführung seines Diebstahles gedient hatten, und kehrte darauf in sein Zimmer zurück, indem er dabei dieselbe Vorsicht anwandte, welche er entfaltete, als er dasselbe verließ.

Ein Feld des Getäfels, dessen Geheimniß er allein kannte, drehete sich in dem Augenblick um seine Zapfen, als Martial eine verborgene Feder berührte, und ließ eine Vertiefung in der Wand erblicken, ein unauffindbares Versteck, welches das Gold und die Banknoten aufnahm.

Dann schloß sich das Feld des Täfelwerks wieder, die Blendlaterne ward ausgelöscht, und jeder anklägerische Beweis verschwand. Martial war jetzt seines Erfolges und seiner Straflosigkeit sicher.

Nur noch Eins blieb ihm zu thun übrig

Er nahm seine Pistolen, prüfte nochmals und sorgfältig

das Pulver auf den Pfannen, und eilte dann in den Garten hinaus, indem er mit lauter Stimme rief: „Hülfe! Diebe!"

Und zwei schnell auf einander folgende Pistolenschüsse begleiteten sein lautes Geschrei.

So viel bedurfte es nicht einmal, um das ganze Haus in Aufruhr zu bringen. Die Bedienten eilten herbei, man schickte nach der Wache und nach dem Polizei-Commissar, und Martial erzählte, wie er durch ein verdächtiges Geräusch plötzlich erweckt sei, sein Fenster geöffnet und zwei Männer gesehen habe, welche eben eine an das Haus gelehnte Leiter hinabgestiegen wären; darauf habe er nach seinen Pistolen gegriffen, die Bösewichter verfolgt und als er sich überzeugt, daß er sie nicht erreichen könne, nach Hülfe gerufen und ihnen zwei Kugeln nachgesandt

Nichts war einfacher und natürlicher, als diese Erzählung. Der Diebstahl wurde bestätigt. Man belobte das muthige Benehmen des Herrn von Préaulx und die Polizei versprach, nachdem sie das unerläßliche Protokoll aufgenommen, am folgenden Tage Alles aufzubieten, um die Spur der Schuldigen zu finden und sie selbst zu ergreifen.

Herr von Basseterre tröstete sich leicht wegen des bedeutenden Diebstahles, dessen Opfer er geworden war, indem er bedachte, daß die Diebe vor einem Morde nicht zurückgebebt sein würden, um ihr Geheimniß zu sichern, falls er erwacht wäre und einen Ruf ausgestoßen oder auch nur eine Bewegung gemacht hätte.

Herr Fabuleur.

Am folgenden Tage, etwa um die Mittagszeit, dictirte der Marquis seinem Secretair einige Seiten, denn er ward durch die Gicht, deren Anfälle in Folge der Aufregung während der verwichenen Nacht noch heftiger geworden waren, an seinen Armstuhl gefesselt. Da erschien ein Bedienter und überreichte auf einem silbernen Teller einige Briefe, welche eben angekommen waren.

Der alte Edelmann durchflog dieselben mit zerstreuter und nachlässiger Miene.

Aber der letzte Brief ließ ihn plötzlich einen Ausruf der Ueberraschung und des Schmerzes ausstoßen.

Dieser Brief trug das Postzeichen „Orleans;" das Siegel zeigte ein reich zusammengesetztes Wappen, und der Inhalt war folgender:

„Mein sehr geliebter Bruder!

Wenn Sie Ihrer alten Schwester in dieser Welt ein letztes Lebewohl sagen wollen, so beeilen Sie sich, zu mir zu kommen, denn ich habe mich heute Morgen niedergelegt, und was man mir auch zu meiner Ermuthigung sagen möge, so fühle ich dennoch recht wohl, daß ich mein Lager nicht wieder verlassen

werde — es wäre denn, um in ein anderes Lager überzugehen, in ein kaltes Lager, welches man nicht wieder verläßt

Die Revolution hat meinen Körper getödtet, indem sie meinen Geist brach; aber ich beklage mich nicht, denn ich habe genug gelebt und bedauere nur, daß Gott mich abruft, ehe ich Seine Majestät Ludwig XVIII., den König von Frankreich und Navarra, von seinen reuigen und unterwürfigen Unterthanen auf den Thron seiner Väter wieder eingesetzt gesehen habe.

Da mir aber der Himmel dieses Glück versagt hat, so muß ich mich in seinen Willen ergeben.

Meine zeitlichen Angelegenheiten habe ich in gute Ordnung gebracht. Ueber all mein bewegliches und unbewegliches Vermögen habe ich zu Gunsten meiner sehr geliebten Nichte, Louise von Basseterre, Ihrer Tochter, verfügt; es bleibt mir demnach nur übrig, meine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückschaue, so wage ich zu hoffen, daß dieser Rechnungsabschluß nicht schwierig sein werde.

Ich erwarte Sie, mein Bruder.

In dem Falle, daß gewichtige Umstände und solche, die ich nicht vorhersehen kann, Ihnen für den Augenblick die Reise unmöglich machen sollten, so bitte ich Sie, mir an Ihrer Stelle meine liebe Nichte Louise zuzusenden; ich fühle den Wunsch und das Bedürfniß, Einen von meiner Familie bei mir zu haben, um mir die Augen zu schließen.

Sagen Sie Ihrer armen und sehr geliebten Blinden, daß mein letzter Gedanke der an sie sein wird.

Noch bemerke ich, daß ich diesen Brief durch Vermittelung

des trefflichen Joseph, meines würdigen Haushofmeisters, schreibe, da ich zu schwach bin, um eine Feder zu halten.

Beeilen Sie sich, lieber Bruder, denn meine Tage sind gezählt, vielleicht meine Stunden.

Ihre Sie liebende Schwester.

Gräfin Arthémise de Bassrterre,
Kanonissin des Edelstifts zu Remiremont."

Die Unterschrift war fast nicht zu lesen

Wir müssen hier die Bemerkung einschalten, daß die Kanonissin, die ältere Schwester des Marquis, nie ihren Landsitz verließ, und seit einem Besuche von wenigen Stunden, welchen der Marquis zur Zeit seiner Rückkehr aus dem Exil bei ihr abstattete, ihren Bruder nicht wieder gesehen hatte

„Sie liegt am Tode!" rief er aus, nachdem er die Lesung des Briefes beendet hatte, „und sie erwartet mich! und diese elende Gicht fesselt mich auf diese Kissen, in diesen Flanell, wie einen vom Schlag Getroffenen!! Liebe Schwester! Arme Schwester! ich werde Dich also nie wieder umarmen! Ha! das heißt zu schmerzlich leiden! zu viel leiden!"

Der Marquis bedeckte sein Antlitz mit seinen Händen, und Martial sah, wie zwei große Thränen zwischen seinen Fingern hervorquollen und auf seine Kniee fielen.

„Muth, Herr Marquis!" sagte er darauf in einem Tone, welcher auf die tiefste Rührung deutete, „vielleicht übertreibt Ihr Fräulein Schwester ihren Zustand, vielleicht ist noch Hoffnung, sogar viel Hoffnung vorhanden.

„Nein, mein Freund," antwortete der Marquis, indem er seinen Kopf wieder aufrichtete und seinem Secretair die Hand reichte. „nein, mein Freund, es gibt keine Hoffnung mehr."

„Wer weiß!“

„Ich fühle es! ich sehe es!“

„Aber dennoch —“

„Sie haben den Brief nicht gelesen, Martial; Sie haben nicht gesehen, wie in jedem Worte die ruhige Ergebung, aber auch die unerschütterliche Ueberzeugung der Heiligen liegt, welche dem Tode entgegen geht. — Ueberdieß ist meine arme Schwester fast achtzig Jahre alt, und in einem solchen Alter gibt es keine Heilmittel mehr gegen Krankheiten.“

„Gott ist so gütig!“ sagte der junge Mann heuchlerisch.

„Ja, Gott ist gütig, und eben deßhalb öffnet er meiner Schwester, die ein Engel ist, den Himmel. — Sie verläßt diese Welt nur, um in jener ein ewiges Glück wiederzufinden; daher betrübt es mich auch keineswegs, daß ich Arthémise in hohem Alter und reich an Tugenden erlöschen sehe, sondern nur, daß ich nicht zu ihr eilen, sie in meine Arme drücken und ihr einen letzten Kuß geben kann.“

„Was bleibt da aber zu thun, Herr Marquis?“

„Ich muß dem Wunsche meiner Schwester gehorchen und ihr meine Tochter zusenden, da ich selbst hier bleiben muß.“

„Also Fräulein Louise —“

„Wird abreisen.“

„Heute noch?“

„Nein, morgen.“

„Allein?“

„Mit Suzanne, ihrer Amme, und Ihnen, Martial, denn ich vertraue sie Ihrem Schutze.“

„Es ist das eine Ehre, die mir sehr schmeichelt, Herr Marquis, und ich werde versuchen, mich derselben würdig zu erwei-

sen," antwortete der junge Mann, indem er die Augen niederschlug und das Gesicht abwandte, um die lebhafte Röthe zu verbergen, welche die Freude über einen so vollständigen Triumph über seine Stirn ergoß.

„Ich betrachte Sie als einen Sohn," sagte Herr von Basseterre, „und sehe Louise als Ihre Schwester an, daher mein Vertrauen ein gerechtfertigtes und natürliches ist.

Und abermals reichte er Martial die Hand, der dieselbe ergriff und dieses Mal küßte.

„Haben Sie mir noch einige Befehle in Beziehung auf diese schnelle Abreise zu geben?" fragte er dann.

„Nein, ich weiß nichts Besonderes. Kümmern Sie sich um Alles und richten Sie es so ein, daß die Postpferde morgen mit Tages-Anbruch kommen. Wählen Sie selbst unter meinen Kutschen diejenige, welche Ihnen die bequemste scheint; in allem Uebrigen verlasse ich mich auf Ihre Klugheit und ihren Eifer. Wollen Sie außer Suzanne noch einen Bedienten mitnehmen, so wählen Sie, welchen Sie wollen. Nun gehen Sie, mein Freund. Beaufsichtigen Sie selbst auch die geringsten Einzelheiten, und vergessen Sie nicht, daß ich mein Kind, mein einziges Kind Ihrer Obhut anvertraue!"

Martial verneigte sich achtungsvoll und ging.

Herr von Basseterre rief ihn noch einmal zurück.

„Mein Freund," sagte er zu ihm, „benachrichtigen Sie die Frau Marquise und meine Tochter, daß ich sie hier erwarte, denn ich will ihnen die traurige Nachricht mittheilen "

Und während sich der Secretair entfernte, fühlte der alte Edelmann, wie von Neuem Thränen langsam über seine Wangen hinabglitten. Leise sagte er die Worte:

„Arme Schwester! sie nicht wieder zu sehen! o! mein Gott!" . . . .

. . . .

Als es Abend geworden war, ließ Martial dem Marquis sagen, daß er nicht bei dem Abendessen zugegen sein würde, und verließ dann das Hôtel

Er ging durch die Rue Saint-Dominique in der Richtung nach der Rue des Saints-Pères.

Der junge Mann war, wie gewöhnlich, durchaus schwarz gekleidet.

Sein breit beränderter Hut war tief in die Augen gedrückt, und er hüllte sich dicht in die langen Falten seines Mantels dessen eines Ende er über die linke Schulter geworfen hatte, entweder um den untern Theil seines Gesichts zu verbergen, oder um sich gegen die schneidende und heftige Kälte zu schützen.

Mit eilenden Schritten ging er bis zu der Place Taranne.

Als er an das äußerste Ende dieses Platzes gelangt war, wandte er sich zur Linken, ging durch die Rue Saint Benoit, dann durch die Rue Jacob, die Rue de Seine und die enge und kothige Gasse, welche Passage du Pont-Neuf genannt wird, worauf er sich in der Rue Mazarine befand.

Diese Straße, eine der traurigsten und finstersten in der Vorstadt Saint-Germain, war um diese Stunde völlig menschenleer.

Zwei oder drei Laternen, welche in ungeheuern Zwischenräumen angebracht waren, suchten vergebens die dunkle Nacht zu bekämpfen, welche noch durch einen dichten Nebel vermehrt wurde, der sich auf die Viertel in der Nähe des Flusses niederließ.

Als Martial aus dem Passage du Pont-Neuf trat, blieb er stehen.

Er hatte mehr als ein Mal die breiten Ränder seines Hutes tiefer in seine Stirn gedrückt.

Er hatte die Falten seines Mantels noch höher emporgezogen, und zwar fast bis unter die Augen.

Er hatte endlich mehr, als ein Mal, mißtrauische Blicke um sich geworfen und gelauscht, ob nicht irgend ein Geräusch von böser Vorbedeutung an seine Ohren treffe.

Die Einsamkeit und Stille ermuthigten ihn jedoch ohne Zweifel vollkommen, denn nach einer Minute etwa setzte er seinen Weg wieder fort.

Er that etwa funfzig Schritte und blieb dann abermals stehen

Aber dieses Mal drängte er sich dicht an die Wand eines Hauses und stand vor einer kleinen engen und niedrigen Thür.

Er klingelte. Die Thür öffnete sich.

Nachdem er einen dunkeln und übelriechenden Gang in seiner ganzen Länge durchwandelt hatte, blieb er vor der Loge des Portiers stehen.

Dieser letztere öffnete das Guckfensterchen seiner Maulwurfshöhle, zeigte sein mürrisches Gesicht und fragte mit kleffender Stimme:

„Was wollen Sie?"

„Ich verlange meinen Schlüssel und mein Licht, Vater André," antwortete Martial.

„Schau, Sie sind es, Musjeh Fabuleur!" sagte der Portier; „ich wußte gar nicht mehr, wo ich Sie hinbringen sollte.

weil ich Sie seit so langer Zeit nicht gesehen habe. — Noch immer munter, Musjeh Fabuleux?"

„Ganz munter," antwortete der junge Mann, ohne über den wunderlichen Namen, welchen der Portier ihm beilegte, erstaunt zu scheinen.

„Na, desto besser!" fuhr der Letztgenannte fort; „hören Sie, erst vor einer Viertelstunde sagte ich noch zu meiner **Gemahlin**: der Musjeh Fabuleux müssen wohl krank sein, denn man sieht sie gar nicht mehr —"

Martial schnitt die Geschwätzigkeit des Portiers kurz ab, indem er ihn fragte:

„Sind Briefe für mich angekommen?"

„Ja, Musjeh, es liegen zwei da."

„Geben Sie her."

„Hier, und da ist auch Ihr Schlüssel und Ihr Licht."

„Es hat Niemand nach mir gefragt?"

„Entschuldigen Sie, Musjeh, es hat Jemand nach Ihnen gefragt."

„Wer?"

„Ihr Freund, — Sie wissen ja, der Große mit den rothen Haaren und dem rothen Barte, der immer flucht und raucht und einen so wunderlichen Namen hat —"

„Trabucos?"

„Ganz Recht! Er war vorgestern hier und gestern auch wieder; es schien ihm recht unangenehm, daß er Sie nicht antraf, — und er fluchte dabei, daß es etwas Unmenschliches war und Eglé, meine Gemahlin, fast ohnmächtig geworden wäre."

„Außer Trabucos haben Sie also Niemand gesehen?"

„Nein, Musjeh, nicht einmal eine Katze."

„Hier, Vater André, das Porto für die beiden Briefe."

Und Martial drückte dem Portier ein Dreißig=Sous=Stück in die Hand.

„Ich werde Ihnen wieder herausgeben," sagte der Letztere.

„Lassen Sie das, es ist Alles für Sie!"

„Ach! Musjeh Fabuleux," rief Vater André außer sich vor Freude aus. — „Sie sind sehr gütig! — Ach, ja! ach, ja! ich kann wohl sagen, daß Sie sehr gütig sind! — das nenne ich eine Güte!"

Martial entzog sich den fernern Ausbrüchen einer so großen und ungemäßigten Dankbarkeit.

Er stieg schnell die schmalen und abgetretenen Stufen einer schlechten hölzernen Treppe hinan und öffnete eine wurmstichige Thür, welche nach dem Vorflur des dritten Stocks führte.

Er trat ein, schloß die Thür hinter sich und schob die Riegel von innen vor.

Die Schenkstube.

Die Wohnung, in welche Martial getreten war, bestand aus zwei Zimmern.

Zunächst kam ein kleines Vorzimmer, welches völlig leer war, und durch das er ging, ohne sich aufzuhalten.

Dann kam ein Schlafzimmer, welches nur ein unbereitetes Bett, einen lahmen Tisch, eine Commode, einen Secretair und einige Stühle enthielt.

Auf dem Kamine sah man neben einer alten Pendule eine ziemlich große Menge Flaschen, von denen einige leer, andere noch gefüllt waren. Die Etiquetten sämmtlicher Flaschen zeigten die Worte: **Cognac vieux** oder **Rhum de la Jamaïque.**

Auf dem Tische sah man Pfeifen, Tabak, eine Zuckerdose, eine Bowle zur Punschbereitung und ein Spiel Karten.

An einem der Pfeiler, welche die Vorhänge des Bettes unterstützten, hing auch ein alter Frauen-Shawl.

Unanständige Kupferstiche, theils schwarz, theils auf plumpe Weise colorirt, hingen hier und da auf den fettigen und verräucherten Tapeten, welche die Wände bekleideten.

Ein kleiner Verschlag, welcher neben dem Kamine angebracht war, enthielt Holz und Braunkohlen.

Martial legte Brennstoff auf den Rost, nahm Stahl,

Stein, Schwamm und Schwefelhölzer aus einem Tischkasten und zündete die zu unterst gelegten Holzschlittern an. Bald erleuchtete ein lustig knisterndes Feuer alle Winkel dieser unedlen Behausung.

Als dieses geschehen war, erbrach er die beiden Briefe, las und verbrannte sie dann und setzte sich dicht neben den Kamin, indem er fast für eine halbe Stunde in ein tiefes Nachdenken zu versinken schien

Nach dieser Zeit erwachte er aus seiner anscheinenden Erstarrung. Er stand auf, öffnete die Commode, zog einige Kleidungsstücke aus derselben hervor, legte dieselben auf das Bett, zog seinen schwarzen Anzug aus und begann seine Toilette, oder vielmehr seine Umkleidung.

Ein aprikosenfarbenes Beinkleid trat an die Stelle des abgelegten.

Um seinen Hals knüpfte er ein langes Tuch von grüner Wolle.

Dann zog er eine rehfarbene Weste an, welche sehr fettig und mindestens drei Finger zu kurz war.

Darüber kam ein eisengrauer Rock mit langen Schößen und Knöpfen von angelaufenem Stahl

Um endlich die Verkleidung vollständig zu machen, heftete er mittelst Gummi einen dichten schwarzen Schnauzbart und einen buschigen Backenbart an, welche beide die Natur so geschickt nachahmten, daß auch der beste Kenner getäuscht werden mußte.

Ueber diese auffallende Verkleidung zog er einen nußbraunen Carrick mit zehnfachem Kragen und stülpte auf den Kopf einen kleinen Hut, welchen der lange Gebrauch haarlos und ins Röthliche schimmernd gemacht hatte.

Dann warf er einen zufriedenen Blick in den grünlichen Spiegel, welcher ihm sein umgewandeltes Bild zurückwarf, ergriff das Licht, trat in das Vorzimmer, und von hier auf die Treppe hinaus.

Bevor er an die Loge des Vater André gelangte, blies er nach seiner Gewohnheit das Licht aus, damit der Portier die völlige Umwandlung nicht wahrnehmen konnte, welche mit dem Aeußern des Miethsmannes vorgegangen war.

„Vielleicht werde ich heute Nacht etwas spät zurückkommen," sagte er im Vorübergehen. „In diesem Falle werde ich drei Mal klingeln, damit Sie wissen, daß ich es bin."

„Musjeh können ruhig sein!" antwortete der Portier, „Musjeh können so spät kommen, wie Sie wollen. Ich werde mir eine Pflicht daraus machen und eine Freude, die Schnur zu ziehen."

Martial schritt von Neuem durch den langen Gang und verließ das Haus in der Rue Mazarine.

. . . .

Nur wenigen Parisern ist die Rue des Postes bekannt. Es ist das eine Straße in einem schlechten Viertel auf der andern Seite der Place du Pantheon, in welcher meublirte Zimmer der zehnten Ordnung in Menge zu vermiethen sind. Zugleich gibt es dort magere bürgerliche Pensionen für arme Studirende der Arzneikunde und der Rechte, welche durch beschränkte Vermögensverhältnisse oder durch den Geiz ihrer Familien zu schmalen Bissen verdammt werden.

In jener Zeit, in welcher sich die Ereignisse unserer schwarzen Erzählung zutrugen, befand sich in der Mitte der Rue des

Postes eine Tabagie, welche in einem ziemlich schlechten Rufe stand. Ueber der Thür derselben las man die Inschrift:

ESTAMINET DU CHIEN COIFFÉ.

Bière de Lyon, de Flandre et de Strasbourg. Punch chaud à quatre sous le verre. Billard. On joue la Poule *).

Das besagte Etablissement genoß, wie wir bereits gesagt haben, eines traurigen, aber wohlbegründeten Rufes und wurde fast nur von jenen Studenten besucht, welche die Trägheit zur Ausschweifung, und die Ausschweifung zum Laster leitet. Außerdem fanden sich in dieser Tabagie auch noch jene Leute ohne Treu und Glauben ein, welche die Stützen aller verdächtigen Kaffeehäuser, Lehrmeister im Billard und Boxen, echte Schmurgelpfeifen sind, von ihrer Industrie leben und es gewöhnlich nicht lieben, wenn sich die Polizei in ihre kleinen Angelegenheiten zu mischen sucht.

Nach dieser Schenkstube hatte sich Martial begeben, und in ihr treffen wir in dem Augenblick wieder mit ihm zusammen, in welchem er eintrat.

Er näherte sich dem Schenktisch, und die Dame desselben, eine ziemlich hübsche Braune von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, empfing ihn mit ihrem anmuthigsten Lächeln.

„Welches Wunder führt Sie zu uns, Herr Fabuleur?“ fragte sie ihn. „Wir haben Sie nun seit so langer Zeit nicht gesehen, daß wir fast glaubten, Sie würden nie wieder kommen!“

---

*) Schenkstube zum Hunde mit langen Ohren. Bier von Lyon, Flandern und Straßburg. Warmer Punsch zu vier Sous das Glas. Billard. Man spielt Poule.

„Ich vergesse meine Freunde nie, liebe Frau Aspasia," antwortete Martial, „allein meine Geschäfte haben mich wider meinen Willen zurückgehalten."

Während er diese Worte sagte, drückte er einen Kuß auf die patschlige Hand der Dame vom Schenktisch

„Immer galant!" sagte diese, indem sie vor Freude erröthete.

„So wie Sie immer hübsch sind!"

„O! hübsch!" wiederholte sie geziert.

„Auf Ehre! ich finde Sie anbetungswürdig! Aber, sagen Sie doch, kommt Trabucos noch zu Ihnen?"

„Ohne Zweifel! Der ist uns nicht untreu, und ich wünschte nur, daß er eben so oft zahlte, wie er kommt —"

„Ist er auch heute Abend hier?"

„Ich glaube. In jedem Falle würde er bald kommen, wenn er noch nicht hier sein sollte. Uebrigens werde ich es sogleich erfahren."

Aspasia klingelte.

Der Kellner eilte herbei.

„Ist Herr Trabucos oben?" fragte sie ihn.

„Ja, meine Dame, im Zwischenstock."

„Ich werde hinaufgehen," sagte Martial.

„Womit kann ich aufwarten?"

„Ich werde sogleich bestellen. Zuvor muß ich jedoch mit Trabucos sprechen."

Martial kletterte nach dem obern Raume der Tabagie hinan.

Das Zimmer im Zwischenstock, in welches er trat, war sehr niedrig, daher denn der Rauch aus einem halben Dutzend

Pfeifen eine ununterbrochene und so dichte Dampfwolke veranlaßte, daß der Blick in dem ersten Augenblick sie nicht zu durchdringen vermochte.

Martial bemerkte indeß sehr schnell denjenigen, welchen er suchte.

Trabucos spielte Billard.

Er war ein großer, kräftig gebauter und breitschultriger Bursche, dessen Haut, Haare, Backenbart und Schnauzbart brennend roth waren.

In der Mitte dieses rothen Antlitzes und unter dichten Brauen von einem impertinenten Blond funkelten zwei runde blaßgraue Augen, in denen ein Uebermaß von Schlauheit, List und Keckheit lag.

Sein Gegner war ein blasser und schmächtiger kleiner Mann, der mit einer langen Jacke von gewürfeltem Flanell und einer Manchester-Hose bekleidet war, an welche letztere sich bis über die Knieen reichende Gamaschen anschlossen.

Eine alte Jagdmütze von schwarzem Sammet und eine dicke weiße Halsbinde, welche indeß bedeutend schmutzig war, trugen das Ihrige bei, um diesem Manne das Ansehen eines englischen Stallbuben zu geben.

„Fort mit Dir!“ rief Trabucos triumphirend, indem er den Spieler des kleinen Mannes machte. „Jetzt haben wir guten Stand und werden die Karoline schneiden —“

„Das geht,“ sagte der kleine Mann.

Trabucos hatte gewonnen, stellte die Bälle wieder an ihre Plätze und wollte sich eben aussetzen, als er Martial erblickte.

Sogleich warf er die Queue auf das Billard, lief dem An-

gekommenen entgegen, ergriff seine beiden Hände und drückte sie, als hätte er sie zerquetschen wollen, indem er sagte:

„Ha! Sapperment! Da bist Du also endlich! Schon verzweifelte ich daran, daß ich Dich je wiedersehen würde —"

„Ich weiß, daß Du zwei Mal in der Rue Mazarine gewesen bist," antwortete Martial.

„Und so eben wollte ich nochmals dahin eilen."

„Demnach scheint es, als hättest Du mir etwas Drängendes zu sagen?"

„Ja, etwas ungemein Drängendes! Ich will Dich bitten, mir einen Dienst zu leisten."

„Und ich kam hierher, Dich ebenfalls um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Bravo! Das trifft sich herrlich! Wir werden uns an Liebenswürdigkeit zu übertreffen suchen und das Sprichwort wahr machen, welches sagt, daß eine Hand die andere wäscht! Ich stehe zu Deinen Befehlen!"

„Ich habe Zeit! Spiele nur Deine Partie erst."

„Das drängt gar nicht! Ich werde späterhin weiter spielen, und Dyck ist damit ganz zufrieden; nicht wahr, mein Freund Dyck-Chester, Du wirst nicht böse?"

„Ei, Gott behüte!" sagte das angeredete Individuum.

„Da hörst Du es! Ueberdieß gehen Geschäfts-Angelegenheiten allen andern Dingen vor! Du bist gekommen, um mit mir zu plaudern, und so laß uns denn zusammen plaudern."

„Hier?"

„Hier oder anders wo, das ist mir gleich."

„Ich habe Dir Geheimnisse mitzutheilen, und in diesem Zimmer sind zu viele Leute um uns; man könnte uns belauschen."

„Das ist wahr. So wollen wir also in das Kabinet gehen. Allein man muß etwas verzehren."

„So laß uns denn etwas verzehren!"

„Immer der Alte! O! Fabuleux, Du bist Deines Namens würdig! *) Ich werde den Kellner rufen."

Trabucos näherte sich der Treppe und pfiff auf eine eigenthümliche Weise.

Der Kellner ließ nicht auf sich warten.

„Vier Flaschen Bischof, einige Gläser der feinsten Liqueure und beste Cigarren," sagte Trabucos zu ihm; „Du bringst uns Alles in das Kabinet und vergißt nicht, der Dame Aspasia zu sagen, daß mein Freund Fabuleux bezahlt."

Der Kellner drehete sich auf dem Absatze um und verschwand.

„Ich bemerke, daß Du bezahlst," fuhr Trabucos fort, indem er sich an Martial wandte, „denn, siehst Du wohl, ich stehe schon ein Wenig in der Kreide, und der Kellner könnte daher in seinem Dienste etwas saumselig sein. Da indeß für Dich bestellt ist, so wird Alles schnell gehen."

„Das hoffe ich," sagte Martial.

Nach zehn Minuten saßen die beiden ehrenwerthen Gefährten in dem einsamen Kabinet vor einer Bowle mit vier Flaschen Bischof, auf welchem Zimmetstückchen und Citronenscheiben schwammen, zündeten ihre Cigarren an und begannen eine Unterredung, der es weder an Interesse, noch an Originalität fehlte.

---

*) **Fabuleux**, fabelhaft, mährchenhaft.

Herzliches Verständniß.

„Nun, — also?“ fragte Trabucos, nachdem er sein Glas zwei Mal hinter einander geleert und dann wieder gefüllt hatte.

„Nun, vor allen Dingen bitte ich Dich darum, daß Du Dich nicht berauschest,“ antwortete Martial.

„Ach! — und warum denn nicht?“

„Weil ich Deiner ganzen Kaltblütigkeit bedarf.“

„Kaltblütigkeit! — ich bin nie kaltblütiger, als wenn ich betrunken bin.“

„Das ist möglich, und dennoch spüre ich keine Lust, die Wahrheit dieser Worte heute zu erproben.“

„Du hast Unrecht! Indeß mag es sein: ich verspreche Dir, daß ich mich mäßigen will.“

„Vor allen Dingen sag mir, warum Du gestern und vorgestern bei mir gewesen bist, und weßhalb Du auch heute wieder zu mir gehen wolltest.“

„Sprich Du zuerst, ich bitte Dich darum.“

„Erst nach Dir.“

„Wenn Du durchaus willst, so höre denn: Die Geschäfte gehen in diesem Augenblick spottschlecht, mein Lieber, — ich stecke in Schulden bis über die Ohren und werde auf Teufelsweise gedrängt. Du wirst wissen, was es heißt: böse Gläubiger

haben! Du würdest mich daher auf unendliche Weise verpflichten, wenn Du mir auf nicht zu lange Zeit einige Thaler pumpen könntest."

„Du willst also Geld haben?"

„Ganz recht."

„Viel?"

„So viel wie möglich."

„Und auf der Stelle?"

„Nun, allerdings, ja! Es würde mir sehr angenehm sein, wenn ich nicht warten dürfte."

„Siehe, mein Lieber, das fügt sich allerliebst, denn ich wollte Dir eben Geld anbieten."

„Du?"

„Ich."

„Und deßhalb kamst Du zu mir?"

„Nur deßhalb."

„Der Zug ehrt Dich, Freund Fabuleux, der Du mir immer fabelhafter wirst! Du erlangst gigantische Verhältnisse in meiner Achtung! Ich werde Dir eine Epistel von zweihundert Versen in dem Musenalmanach durch einen jungen Mann widmen lassen, den ich kenne, und der sich auf Versemacherei ausgezeichnet versteht. — Nun sag' mir: wie viel wolltest Du mir anbieten?"

„Das hängt von Dir selbst ab."

„Wie das?"

„Du kannst mir mehr oder weniger nützlich werden, und die Summe wird sich nach dem Mehr oder Weniger richten."

„Schau! schau! schau! Ich quälte mich schon, Dir in Worten, welche würdig genug wären, meinen Dank darzubringen,

aber ich sehe jetzt, daß ich meine Danksagungen wieder zurückziehen muß."

„Warum."

„Weil ich sehe, daß es sich unter uns nicht um ein Darlehen, noch um ein Geschenk handelt, sondern lediglich um ein Geschäft."

„Um ein Geschäft! Du hast dem Kinde den rechten Namen gegeben."

„Auch gut! Es ist mir ganz lieb, daß dem also ist, denn ich bin nun keinen Dank schuldig. Sag mir schnell, worum es sich handelt, und laß uns die Grundlinien des Vertrages feststellen."

„Du wirst mich also anhören?"

„Mit gewissenhafter Aufmerksamkeit."

„Morgen, um neun Uhr Morgens, werden zwei Pferde und ein Postillon aus einem Hôtel in der Rue Saint-Dominique eine Reisekutsche abholen, welche dort zur Abfahrt bereit stehen wird."

„Weiter?"

„Das ist Alles."

„Wie? — Alles?"

„Ohne Zweifel."

„Ich errathe aber gar nicht, welche Beziehung zwischen dem Geschäfte, das Du mir vorschlägst, und dem Postillon, von welchem Du sprichst, stattfindet."

„Einfach die, daß Du der Postillon sein wirst."

„Da ist nur eine Schwierigkeit zu berücksichtigen."

„Und welche?"

„Ich kann weder reiten, noch fahren."

„Ha! verdammt!"

„Allein ich habe Jemand, der mich vortrefflich vertreten wird."

„Jemand?"

„Ja, Dyck-Chester, den englischen Jockey, mit welchem ich Billard spielte, als Du hierher kamst."

„Bist Du dieses Menschen gewiß, Trabucos?"

„So gewiß, wie meiner selbst; ich stehe mit meinem Kopfe für ihn ein. Wir haben mehr, als ein Mal, mit einander gearbeitet."

„Ist er verständig?"

„Wie ein Alter."

„Und stumm?"

„Wie ein Fisch."

„Wird er, ohne Verdacht zu erregen, noch heute die nöthigen Pferde kaufen können?"

„Wahrhaftig! Das ist ganz seine Sache. Er steht mit allen Roßtäuschern in Paris in steter Verbindung, und ich will zwar nicht sagen, daß er Dich nicht um ein paar Louis bei dem Ankaufe schnellen sollte, aber davon abgesehen, wirst Du mit seinen Käufen zufrieden sein."

„Bedenke, daß ein Mangel an Verschwiegenheit schreckliche Folgen haben würde."

„Ich begreife; es handelt sich ohne Zweifel um eine Entführung?"

„Um etwas Aehnliches."

„Das ist eine ernste Sache, aber ich wiederhole, daß Du ruhig sein und Dich auf Dyck verlassen kannst."

„Gut! so laß ihn kommen; ich werde sogleich sehen, ob ich

mich mit ihm verständigen kann, und ob er der Mann ist, dessen ich bedarf."

Trabucos rundete seine beiden Hände und hielt sie als Sprachrohr vor seinen Mund, worauf er zwischen ihnen hindurch rief:

„Ohe, Dyck-Chester, 's gibt zu Trinken hier! Komm und bring ein Glas mit, mein Junge!"

Nach einer Minute etwa kam der kleine dünne Mann, welcher auf den Namen Dyck-Chester hörte, mit phlegmatischer Miene in das Kabinet und setzte sich zwischen Trabucos und Martial.

Die nachfolgenden Ereignisse werden uns über das belehren, was in der Rue des Postes zwischen den drei Verbündeten verabredet wurde; daher es überflüssig sein würde, wollten wir unsere Leser länger bei der erbaulichen Unterredung aufhalten, deren Gegenstand und Ziel sie bereits kennen. . . . . .

. . . .

Als Martial die Kneipe zum Chien coiffé verlassen hatte, kehrte er in die Rue Mazarine zurück.

Er trug Sorge, seine falschen Bärte zu entfernen, bevor er sich dem Vater André, diesem würdigen Portier, den wir bereits kennen, zeigte, und verweilte nicht länger in seiner geheimen Wohnung, als durchaus nöthig war, um seine Verkleidung abzulegen und sich wieder, wie gewöhnlich, zu kleiden.

Als dieser zweite Umzug vollendet war, stieg Martial in einen Fiaker und fuhr nach dem Hôtel de Basseterre zurück, wo er kurz vor Mitternacht ankam.

Ein Bedienter erwartete ihn in dem Vorzimmer und theilte ihm mit, daß der Marquis ihn zu sprechen wünsche.

Durch Martials Adern rieselte ein unwillkürlicher Schauder, welcher aus jener instinktmäßigen Angst entsprang, die stets Folge eines schuldbewußten Gewissens ist.

Indeß nahm er eine möglichst feste Haltung an, folgte dem Bedienten und wurde bald ermuthigt.

Herr von Basseterre wußte nichts, und sein Vertrauen war unbegränzter, als je.

Er wollte Martial nur vergewissern, daß seine Pläne unverändert dieselben geblieben wären, und dagegen von ihm erfahren, ob er alle nöthigen Vorkehrungen für die Abreise am folgenden Tage getroffen hätte.

Martial antwortete bejahend und entfernte sich dann, nachdem er noch die letzten und weitschweifigen Anempfehlungen des alten Edelmanns vernommen hatte.

Anstatt aber sofort in sein Zimmer zurückzukehren, erstieg er Louise's Balcon und blieb zehn Minuten in dem Zimmer des jungen Mädchens.

Als Louise wieder allein war, sank sie vor ihrem Crucifix auf die Kniee und verbrachte den Rest der Nacht unter Gebet und Weinen. . . . .

. . . .

Kurz vor neun Uhr Morgens vernahm man auf dem Hofe des Hôtels das Knallen einer Peitsche, welche von einem Postillon durchaus kunstgerecht gehandhabt wurde.

Ein Postillon hatte, elegant in die officielle Tracht — rothe Weste mit silbernen Streifen, kleine blaue Jacke mit tausend Knöpfen, lederne Hose und große Stallmeisterstiefel — gekleidet, stolz und triumphirend zwei kräftige Grauschimmel gebracht und spannte dieselben vor eine Reise-Berline, welche bereits aus dem

Wagenschuppen gezogen und mit allen Reisekoffern kunstgerecht bepackt war.

Dieser Postillon, ein kleiner dürrer Mann mit langem und mürrischem Gesicht, trug ungeachtet seiner großen Zopfperrücke das ganze Gepräge des brittischen Stammes, und vielleicht würde es möglich gewesen sein, in ihm den Günstling von Trabucos, den Stammgast des **Chien coiffé**, mit einem Worte: Dyck-Chester wieder zu erkennen.

Der Marquis hatte seinen Armstuhl an das Fenster tragen lassen, und Frau von Basseterre legte wenigstens ihre wehmüthige und nachdenkende Stirn an die Scheibe eines andern Fensters.

Das junge Mädchen schluchzte.

Allein es war natürlich, den Grund ihres lebhaften Kummers in dem Umstande zu finden, daß sie sich von ihrer Familie trennen mußte, um sich an das Sterbebett einer Verwandten zu setzen; daher wunderte sich auch Niemand über ihre Thränen.

Ein Bedienter öffnete den Schlag der Kutsche.

Louise und Suzanne nahmen auf dem hintern Sitze der Berline Platz.

Martial setzte sich ihnen gegenüber.

Er sandte mit seiner Hand dem Marquis einen letzten Gruß zu.

„Chaussee nach Charenton!" rief der Bediente.

Der Postillon knallte mit seiner Peitsche, die Pferde schraken zusammen, bäumten sich und die Kutsche setzte sich in Bewegung.

Blitzschnell ging es die Rue Dominique entlang, und der Marquis hörte bald nur noch aus der Ferne das Rollen der Räder über das Pflaster und das Knallen der Peitsche.

Das kleine Haus.

Kaum war die Berline um die Ecken von zwei oder drei Straßen gebogen, als ein Mann in himmelblauer Livrée mit silbernen Knöpfen den Thorweg verließ, unter welchem er auf die Reisenden gewartet zu haben schien, und mit großer Gewandtheit den Bedientensitz hinter dem Reisewagen bestieg.

Dieser Mann war Trabucos.

Fast in derselben Zeit zog Martial die Vorhänge von karminrother Seide vor die Wagenfenster, so daß Niemand ferner nach Außen schauen konnte.

„Mein Gott! Herr Martial,“ rief die alte Suzanne aus, „warum schließen Sie uns denn so ein?“

„Ich gehorche dem Befehle, welchen mir Fräulein Louise durch einen Wink gegeben hat,“ antwortete der junge Mann.

Die Amme wandte sich erstaunt gegen Louise und schien diese mit ihren Augen zu befragen.

„Ja, meine gute Suzanne,“ antwortete Fräulein von Basseterre mit einiger Verlegenheit, indem sie dem unwillkürlichen Zauber nachgab, welchen der Wille ihres Geliebten auf sie ausübte; „ich fühle mich etwas leidend, und der Anblick dieser Häuser, welche so schnell an uns vorüber fliegen, macht mich schwindlig und vermehrt mein Unwohlsein.“

„Ach, wenn das ist, meine Tochter," antwortete Suzanne mit jener Vertraulichkeit, welche den Ammen eigen ist, „so ist das eine andere Sache, obschon ich gestehen muß, daß ich es wenig angenehm finde, so dahin zu rollen, ohne etwas zu sehen, und als säße man in einer Schachtel."

„Es ist möglich," sagte Martial, „daß die frische und reine Landluft, welche wir einathmen werden, wenn wir erst aus Paris sind, das Unwohlsein des Fräulein Louise heben wird, und daß wir dann ohne Bedenken die Vorhänge wieder zurückziehen können."

„Desto besser, wenn das ist," sagte die Amme.

Noch einige bedeutungslose Gespräche, und es trat eine vollkommene Stille ein

Fünf Minuten später war Suzanne fest eingeschlafen.

Louise schlug die Augen nieder und schien in schmerzhafte Gedanken versunken.

Die veränderlichen Züge des Herrn von Préaulx deuteten auf höchst stürmische Gefühle und auf verschiedenartige Leidenschaften.

Bald erhob ein satanisches Lächeln die Winkel seiner schmalen und fast farblosen Lippen, bald wieder bildete sich eine tiefe Runzel zwischen seinen Brauen, sein Blick wurde finster und unruhig, und man erkannte, daß er an dem Erfolge seines schwierigen Unternehmens zu zweifeln begann.

Aber eine solche plötzliche Entmuthigung dauerte nicht lange an, und die Gefühle, welche sich dann wieder in Martials Zügen kund gaben, waren heiterer und triumphirender Art.

Die Berline rollte indeß immer weiter.

Eine Stunde war etwa seit der Abfahrt verflossen.

Plötzlich blieben die Pferde stehen.

Suzanne erwachte.

Auch Louise hob ihr Haupt empor.

Martial lächelte unwillkürlich.

Er öffnete ein Wagenfenster, steckte seinen Kopf hinaus und fragte:

„Warum fahren wir nicht weiter, Postillon?"

„Verzeihen Sie, mein Herr," antwortete dieser mit auffallend ausländischer Betonung, „ich lasse nur meine armen Thiere verschnaufen, bevor ich diese steile Höhe hinanfahre."

In der That zeigte sich vor den Reisenden ein ziemlich steiler Abhang.

Kein Mensch war auf der Straße zu erblicken.

Rechts vom Wege stand ein Haus von ärmlichem Aussehen.

Die Thür dieses Hauses stand offen, und man konnte in eine dunkle Hausflur sehen.

Martial stieß an Louise's Kniee.

Dieser Stoß rief dem jungen Mädchen wahrscheinlich eine Erinnerung zurück, welche für einen Augenblick aus ihrem Gedächtniß entschwunden war. Sie erschrak und sagte schnell zu Suzanne:

„Mich durstet sehr, meine Gute; willst Du nicht versuchen, ob Du mir ein Glas Wasser verschaffen kannst?"

„Nichts ist leichter," antwortete die Amme; „ich habe einen silbernen Becher in meiner Tasche und werde mir in dieser Hütte Wasser geben lassen. Wollen Sie mir den Kutschenschlag öffnen, Herr Martial?"

Suzanne stieg aus und schritt auf das kleine Haus zu.

Louise zitterte an allen Gliedern.

Trabucos hatte seinen Sitz verlassen und verbarg sich hinter der Kutsche.

Suzanne schritt über die Schwelle und trat in das Haus.

Trabucos folgte ihr langsam und stellte sich vor der Thür des Hauses auf.

Ein Mann in einer Bluse und mit einer baumwollenen Mütze auf dem Kopfe kam der Amme entgegen.

„Was verlangen Sie?" fragte er sie.

„Ein wenig frisches Wasser, mein Herr."

„Gehen Sie nur hier hindurch; hinten werden Sie den Brunnen sehen."

Suzanne trat ohne Mißtrauen durch eine Thür.

Der Mann in der Bluse brummte einen Gassenhauer zwischen den Zähnen.

Trabucos trat auf dieses Zeichen geräuschlos ein und verriegelte die Thür des Hauses.

Suzanne kam zurück, während sie den mit Wasser gefüllten Becher vorsichtig in der Hand trug.

Sie sah sich dem ihr unbekannten Hausbesitzer gegenüber, welcher ihr den Weg vertrat.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr," sagte sie zu ihm, „aber verzeihen Sie, — ich muß hinaus — man wartet auf mich —"

„Sie glauben? —" fragte der Mann spöttisch.

„Allerdings," antwortete Suzanne überrascht und fast erschreckt.

„Nun, dann wird man auf Sie warten, das ist Alles."

„Aber, mein Herr —"

„Hier gelten keine Aber.“

„Sie haben mir also etwas zu sagen?“

„Ohne Zweifel habe ich Ihnen etwas zu sagen —“

„Nun, ich höre, aber benachrichtigen Sie wenigstens meine Herrin —

„Wo ist Ihre Herrin?“

„Vor der Thür, in ihrer Kutsche.“

„Glauben Sie das?“ wiederholte der Mann in demselben höhnenden und spöttischen Tone.

„Ich glaube es nicht, sondern ich weiß es! Sehen Sie doch selbst hin.“

„Das kann geschehen, und da Sie nicht glauben wollen, so sehen Sie mit mir hinaus.“

Während der Mann in der Bluse diese Worte sagte, nahm er Suzanne bei der Hand, führte sie an das Fenster und zeigte ihr die Berline. Diese hatte sich gewendet, einen andern Weg eingeschlagen, und fuhr im schärfsten Galopp der Pferde in der Richtung nach Paris zurück.

„Ach, mein Gott!“ rief Suzanne in Verzweiflung aus. „Ach! mein Gott!“

Der Unbekannte lachte laut auf.

„Aber, im Namen des Himmels!“ fuhr die Amme fort, „warum halten Sie mich hier zurück, während sich meine Herrin entfernt, — während man sie vielleicht entführt? — Was bedeutet das Alles?“

„Das bedeutet, daß Sie Gefangene sind, meine liebe Freundin,“ antwortete Trabucos, der sich jetzt zum ersten Male zeigte

„Gefangene!“

„Allerdings! Uebrigens seien Sie ruhig, denn man wird Ihnen nichts Böses thun."

„Gefangene!" wiederholte die Amme, „wessen Gefangene?"

„Die Gefangene Ihres unterthänigsten Dieners," antwortete Trabucos mit einer spottvollen Verbeugung.

„Die Ihrige?"

„So ist es."

„Und warum?"

„Das ist das Geheimniß eines Andern."

„Und auf wie lange?"

„Kann ich Ihnen unmöglich sagen, da ich das selbst nicht weiß."

„Aber, mein Herr, das ist eine Ehrlosigkeit!"

„Möglich."

„Es gibt noch eine Gerechtigkeit in dieser Welt, — es gibt Richter in Paris! ich werde Sie verklagen und bestrafen lassen!"

„Gehen Sie doch!"

„Ja, mein Herr, ich werde es thun."

„Ach! Sie werden es nicht thun!"

„Wer wird mich daran hindern?"

„Die gesunde Vernunft. Wenn Sie erst gewisse Dinge erfahren haben, die ich Ihnen nicht mittheilen darf, die man Ihnen jedoch bald eröffnen wird, so werden Sie nur noch an das Schweigen denken."

„So sagen Sie mir wenigstens, mein Herr, auf den Knieen bitte ich Sie darum, sagen Sie mir, welches Unglück meine arme Herrin — meine liebe Louise — bedroht?"

„Keins."

„Aber — man entführt sie doch!"

„Mit ihrem Willen, wie ich Sie versichern kann."

„Indeß —"

„Ach! meine gute Dame, ich bitte Sie, unterlassen Sie Ihre Fragen, denn Sie würden mich nur in die unangenehme Nothwendigkeit versetzen, Ihnen die Antwort zu verweigern. Ich habe bestimmte Vorschriften und befolge dieselben, das ist Alles. — Nun geben Sie sich die Mühe, mir zu folgen."

„Wohin wollen Sie mich führen?"

„In ein hübsches kleines Zimmer im ersten Stock, in welchem Sie thun werden, als wären Sie zu Hause."

Trabucos verließ das Zimmer, in welchem die mitgetheilte Unterredung stattgefunden hatte.

Suzanne folgte ihm.

Als die Bonne über den Gang schritt, welcher nach der Treppe führte, kam ihr der Gedanke an eine Flucht in den Sinn, und sie warf einen verstohlnen und fragenden Blick nach der Thür.

Aber man war auf diesen Fall schon vorbereitet. Der Mann in der Bluse stand ruhig, mit verschränkten Armen und die Pfeife im Munde, vor dieser Thür, um jede Flucht unmöglich zu machen.

Trabucos und die alte Frau stiegen die wackelnden Stufen einer schlechten Treppe hinan und traten mit einander in ein fast leeres Zimmer, dessen einziges Fenster eine Aussicht nach dem Felde gewährte.

Durch dieses Fenster, welches reichlich mit Eisenstäben geschützt war, entdeckte man, so weit das Auge zu reichen vermochte, nur die sich drehenden Flügel einiger Windmühlen.

„Hier werden Sie bis auf weitern Befehl als Staatsgefangene bleiben," sagte Trabucos zu Suzanne, indem er mit dem Finger nach einem Stuhle und einem Gurtenbette zeigte. „Wenn Sie hungert oder dürstet, meine liebe Dame, so wird man Ihnen zu essen und zu trinken geben, so wie Ihnen überhaupt nichts fehlen wird. Heute Abend, vielleicht erst morgen, vielleicht auch erst in acht Tagen, werden Sie Ihre Freiheit wieder bekommen. Glauben Sie mir also und fügen Sie sich ruhig in Ihr Schicksal, denn alle Ungeduld würde vergebens sein. — Nun habe ich die Ehre, mich Ihren gehorsamsten Diener zu nennen, und verlasse Sie, damit Sie in Ruhe über den Wechsel der Dinge in dieser Welt im Allgemeinen, und der Reisen insbesondere, nachdenken können."

Trabucos that zwei Schritte nach der Thür, blieb dann stehen und wandte sich wieder um, indem er noch sagte:

„Ach, liebe Dame, nicht wahr, Sie werden so gefällig sein, das Fenster nicht zu öffnen und nicht nach Hülfe zu rufen, denn Sie würden uns sonst in die schmerzhafte Nothwendigkeit versetzen, Ihnen die Hände zu fesseln und den Mund zu verbinden, was, wie Sie begreifen, wenn schon unerläßlich, doch für Sie und für uns höchst peinlich sein würde."

Suzanne antwortete nicht.

Trabucos verneigte sich nochmals, verließ das Stübchen, schloß die Thür doppelt ab und rief dann:

„He! Cabestan!"

„Hier," antwortete der Mann in der Bluse, indem er die Treppe herauf kam.

„Du setzest Dich auf diese Stufe da," gebot Trabucos,

„rauchst Deine Pfeife, aber rührst Dich nicht von der Stelle, denn — merk's Dir, mein Guter — wenn die Frau da drinnen entwischte, so würde ich Dir alle Rippen im Leibe zerbrechen!"

Die Allée de la santé.

Die Berline setzte den Weg nach der Barière d'Enfer (Höllenthor) fort; denn wir müssen im Vorbeigehen bemerken, daß der Postillon, als er die Rue Saint-Dominique verließ, keineswegs die Richtung nach Charenton eingeschlagen hatte, und Herr von Préaulx die Vorhänge deßhalb zuzog, damit Suzanne die Veränderung des Weges nicht bemerke.

Dyck-Chester peitschte unbarmherzig auf die Pferde. Er galoppirte, um uns eines sehr verbrauchten Ausdrucks zu bedienen, daß die Funken umher stoben.

Diese ungemeine Schnelligkeit vertausendfachte Louise's Leiden, und bei jedem heftigen Stoße des Wagens faltete sich ihre Stirn und biß sie ihre bleichen Lippen zusammen.

Martial ergriff mit seinen beiden Händen eine Hand des jungen Mädchens und drückte dieselbe mit offenbarer Herzlichkeit und Trauer.

Louise richtete sich halb empor, während sie sich bisher in einer Ecke des Wagens zusammengekauert hatte, und sagte mit ernster und langsamer Stimme:

„Sie haben also Ihr Ziel erreicht, Martial. Sie sind vor nichts zurückgebebt, haben mich sogar durch List und Gewalt von allen denen getrennt, welche mich liebten, so daß ich jetzt

durchaus in Ihrer Macht bin. Sie müssen nun wohl zufrieden sein, Martial!"

Diese letzten Worte wurden mit einer unsäglichen Bitterkeit gesprochen.

„Wie undankbar Sie gegen mich sind!" antwortete der junge Mann. „Ich darf jedoch nicht böse auf Sie sein, denn Sie dulden auf grausame Weise, und der Schmerz verwirrt Ihren Verstand."

„Ich habe es Ihnen schon gesagt," antwortete Louise, „es stand uns nach unserm entehrenden Fehltritte nur ein Weg offen, es blieb uns nur eine Zuflucht, nämlich ein demüthiges Geständniß. Wir mußten uns vor meinem Vater auf die Kniee werfen, um Mitleid und Verzeihung in seinem Herzen zu finden. Aber Sie wollten es nicht, Martial, Sie hatten irgend einen lichtscheuen Plan entworfen, irgend eine böse List ersonnen. — Fahren Sie nur fort, Martial, fahren Sie nur fort und vollenden Sie Ihr Werk! Ich betrachte mich von heute an als ein von seinem Vater verfluchtes Kind, welches für die Ehre und für die Welt gestorben ist. — Ich überlasse mich nun ganz Ihnen. — Fahren Sie nur so fort, — ich bin so tief gefallen, daß ich nicht tiefer fallen kann!"

„Genug, Louise!" rief der junge Mann mit einem mühsam unterdrückten Zorn, der sich wider seinen Willen in seiner Stimme und dem Ausdruck seiner Züge kund gab; „genug! klagen Sie mich an! — fluchen Sie mir! Sagen Sie mir, daß ich Sie unglücklich mache, während ich Sie rette! — Sagen Sie, daß ich Sie nicht liebe — daß ich Sie nie geliebt habe — ich bin ruhig, Louise, während ich Sie anhöre, denn die Zukunft wird für mich sprechen."

Martial schwieg.

Er war bleich und seine Augen schossen Blitze.

Fräulein von Basseterre bewegte ihre Lippen, um zu antworten.

Aber statt der erwarteten Worte entfuhr ihrem Munde ein lauter Schrei.

Ihre krampfhaft zusammengezogenen Glieder knackten, wie ein in die Gluth geworfenes Reisigbündel.

Ihre Augen verdrehten sich in ihren Höhlen, so daß man nur das mit Blut unterlaufene Weiße derselben sah.

Endlich sagte sie auf kaum verständliche Weise und indem sie jedes Wort durch einen Wehschrei unterbrach:

„O! — mein Gott! — mein Gott! — lieber — sterben — als — so — zu leiden!"

Die ersten Schmerzen des Mutterwerdens ergriffen das unglückliche Mädchen.

Martial wandte sich um, schlug mit seiner Faust das Glas des Vorderfensters durch und rief mit einer Stimme, welche die Hufschläge der galoppirenden Pferde und das Rollen der Räder über das Pflaster der Chaussée übertönte:

„Schneller! schneller! und wenn die Pferde durchgehen, aber erreiche das Ziel!"

Der Postillon stieß die Räder seiner schon blutigen Sporen abermals in die Weichen des Sattelpferdes und hieb mit seiner Peitsche auf das Nebenpferd, so daß mit steigender und wüthender Schnelligkeit das Gespann dahinflog.

So vergingen zehn Minuten.

Während dieser zehn Minuten war eine Stunde zurückge-

legt, und Dyck-Chester hielt die erschöpften Pferde etwa hundert Schritt von der Barrière d'Enfer, an.

Martial sprang aus der Kutsche. Louise war ruhiger, aber erschöpft durch die Krisis, welche sie überstanden hatte.

Der junge Mann kehrte nach einigen Secunden mit einem Fiaker zurück, welchen er von der Station an der Barrière geholt hatte, und in welchen er Louise steigen ließ.

Er selbst setzte sich neben sie, nachdem er zu dem Kutscher gesagt hatte:

„Boulevard d'Enfer, Allée de la Santé, Nr. 2."

Der Fiaker setzte sich schwerfällig in Bewegung. . . . .

. . . .

Für diejenigen unserer Leser, welche Paris nicht kennen, und selbst für die Pariser, welche die Vorstadt Saint-Honoré, die Rue Saint-Denis oder die Chaussée d'Antin nie verlassen haben — und es gibt deren mehr, als man denkt — muß ich hier bemerken, daß die äußern Boulevards ungemein schön, aber auch ungemein traurig sind.

Der breite, mit riesigen Bäumen bepflanzte Weg, der um die große Stadt führt und dieselbe mit einem grünen Gürtel umschließt, ist fast immer durchaus menschenleer.

Es ist wahr, daß gewisse Theile desselben, zum Beispiel die in der Nachbarschaft der Barrière Rochechouart und der Barrière Blanche, mit elenden Tabagien und verrufenen Kneipen besetzt sind, während andere, wegen der Nachbarschaft der **Grande chaumière** und der **Chartreuse**, in den schönen Sommermonaten von dem sorglosen Volke der Studenten und Grisetten besucht werden, die sich dort unter der Aufsicht des ehrwürdigen Vater Lahire und der Herren Polizei-Agenten den excentrischen

Wonnen des Cancan und der Polka überlassen; allein diese seltenen Ausnahmen abgerechnet, bieten die Boulevards, mit denen wir es hier zu thun haben, den Anblick einer majestätischen, aber ausgestorbenen Einöde dar. . . . .

. . . .

Nach einer Fahrt von einer halben Stunde gelangte der Fiaker Martials in die Allée de la Santé, eine schmale, einige hundert Schritt lange Allée, welche in den Boulevard d'Enfer mündet.

Diese Allée ist gegenwärtig fast durchaus mit Häusern besetzt, aber im Jahre 1803 zählte sie deren kaum fünf oder sechs.

Dasjenige, welches Nummer 2 zeigte und vor welchem der Fiaker hielt, war ohne Widerrede das bedeutendste in der ganzen Straße.

Es hatte drei Stock, welche frisch angestrichen waren, und jedes Fenster war mit grünen Laden versehen, die man jedoch fast sämmtlich geschlossen sah.

Ueber der Straßenthür war ein großes in Oel gemaltes Bild, welches durch eiserne Stäbe an der Wand festgehalten wurde und eine schöne, nach der neuesten Mode elegant gekleidete Dame zeigte, welche unter einem Tuche ein neugebornes Kind hervorzog, das frisch und pausbäckig, wie ein Liebesgott, war und der besagten Dame seine kleinen runden Hände entgegen reckte.

Der Himmel war von einer schönen blassen Rosenfarbe, mit kleinen bläulichen Wölkchen besäet; eine dieser Wölkchen war halb geöffnet und ließ den Obertheil eines zweiten Kindes sehen, welches eben im Begriff schien, der besagten Dame in den Schooß zu fallen.

Unter diesem Kunstwerke, welches wir nur unvollständig beschrieben haben, las man die folgenden Worte, welche mit prachtvollen, sechs Zoll hohen vergoldeten Lettern geschrieben waren:

Frau Wittwe Labrador,
Kindmutter,
hat Stuben zu vermiethen und nimmt Pensionairinnen auf.
Aeußerste Verschwiegenheit.

Martial stieg aus der Kutsche und klingelte an der Thür.

Wunderliche Sache! diese Thür war mit Eisenstäben und mit großen Nägeln mit vorspringenden Köpfen verwahrt. Eine kleine Klappe, die mit einem starken Eisengitter versehen war, vollendete die vollständigste Aehnlichkeit mit einer Gefängnißthür.

Nach einem Augenblick öffnete sich die Klappe und eine zitternde Stimme fragte:

„Wer ist da?"

„Ich, Regulus," antwortete Martial.

„Werden Sie von Madame erwartet?"

„Ja, sie ist von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt."

„Sind Sie allein?"

„Nein, ich bringe eine Dame mit."

„Gut! warten Sie einen Augenblick; ich werde fragen."

Die Klappe wurde wieder geschlossen, und Martial ging mit fieberhafter Ungeduld zwischen dem Fiaker und dem Hause hin und her.

Er durfte nicht lange warten.

Die schwere Thür drehte sich in [illegible]enden Angeln, und eine alte Frau erschien a[illegible]te:

„Sie können eintreten, Herr Regulus."

(Bek. eines Zigeuners. I.)

„Endlich!" murrte der junge Mann; „das ist, meiner Treu! Ihr Glück."

Unterstützt von der alten Frau hob er Louise aus dem Wagen, welche ohnmächtig war. Er bezahlte den Kutscher, nahm seine Geliebte auf die Arme und trat in das Haus.

Die Alte schloß sorgfältig die Thür und schob die dreifachen Riegel vor. Dann wandte sie sich gegen Martial und sagte zu ihm:

„Steigen Sie die Treppe hinan, Herr Regulus; Madame erwartet Sie im Salon des ersten Stocks."

Die Kindmutter.

Als Martial, der noch immer die vollkommen ohnmächtige Louise auf seinen Armen hatte, in das erste Stock gelangt war, sah er sich auf einem ziemlich langen Corridor.

Fünf oder sechs Thüren öffneten sich nach diesem Gange.

Ein dicker Teppich, welcher so weich war, daß man auf einem Lager von Watte zu gehen glaubte, wenn man ihn betrat, dämpfte das Geräusch der Schritte.

Gerade gegenüber sah er eine Thür, welche mit einem Vorhange von Damast verschlossen war.

Nach dieser Thür wandte sich der junge Mann, welcher in dem Hause schon bekannt zu sein schien.

Der Salon, in welchen er trat, bot einen so überraschenden Anblick dar, daß er jedenfalls die Ehre einer besondern und in das Einzelne gehenden Beschreibung verdient.

Man denke sich ein Zimmer von mittler Größe, mit einer düstern Papiertapete ausgekleidet, welche durch Stäbe von vergoldetem Kupfer in zahlreiche Felder abgetheilt wurde.

In diesen Feldern waren Sockel von Ebenholz angebracht, und jeder dieser Sockel trug wunderliche Gegenstände, entweder anatomische Präparate, oder kleine Skelette in wunderlichen

Haltungen, oder große Gläser mit Weingeist, in denen grausenhafte Mißgeburten schwammen.

Mitten im Salon befand sich auf einem Piedestal von drei Fuß Höhe eine allegorisch-mythologische Gruppe von fast natürlicher Größe und wunderschöner Arbeit.

Diese Gruppe stellte den Gott Cupido dar, bewaffnet mit einer Fackel und die klassische Binde vor den Augen Das „böse Kind," um uns des Stiles der damaligen Zeit zu bedienen, stand eben in Gefahr, über den Rand eines halboffenen Grabes zu straucheln, und leitete den Tod an der Hand, welchem er als Führer diente.

Unsere Leser werden ohne Mühe einräumen, daß ein solches Sinnbild in dem Heiligthum einer Kindmutter eigenthümlich gewählt und wenig ermuthigend war.

Das ist aber noch nicht Alles.

Eine sehr vollständige Sammlung jener schrecklichen chirurgischen Werkzeuge, deren Anblick schon an und für sich schaudererregend ist, und deren Gestalt und Gebrauch wir mit Rücksicht auf die zarten Nerven der Leserinnen verschweigen wollen, befand sich, sinnreich als Trophäe zusammengestellt, in einer Ecke des Saales.

Der Kamin war von schwarzem Marmor, und die Stutzuhr von Ebenholz mit Silber ausgelegt trug einen Todtenkopf, welcher gelb und glänzend war, wie altes Elfenbein.

Der dunkle Damast, mit welchem die Stühle überzogen waren, stimmte zu den Farben der Tapete.

Eine Frau, welche neben dem Kamine in einer Bergère saß, erhob sich rasch und kam Martial zwei Schritte entgegen.

Diese Frau war Madame Labrador, die Herrin des Hauses.

Klein, beweglich, fett, braun und lebhaft geröthet, hatte Frau Labrador das Aussehen einer Frau von zweiunddreißig bis fünfunddreißig Jahren.

Ihr Angesicht war ein ganz angenehmes, ihre Lippen lächelten fortwährend, und wäre der falsche und fast unheimliche Ausdruck ihrer großen schwarzen, vor dem Kopfe liegenden Augen nicht gewesen, so würde man geneigt gewesen sein, zu schwören, daß es keine lustigere und reizendere Gevatterin geben könne.

Eine Haube von Tüll, mit künstlichen Blumen und rothen Bändern reichlich geschmückt, saß auf den krausen Locken ihrer rabenschwarzen Haare.

Ein Kleid von kastanienbrauner Seide, welches über die Maßen eng anschloß, diente, ihren zu vollen Wuchs in Schranken zu halten.

Vor diesem Kleide trug sie eine große weiße Schürze, derjenigen ähnlich, deren sich die Chirurgen in der Klinik zu bedienen pflegen.

Diese Schürze, welche halb zur Seite geschlagen war, [illegible] hier und da ein[illegible] aus.

Das war das Aeußere der Madame Labrador.

Was ihr Inneres betrifft, so werden wir bald Gelegenheit haben, dasselbe zu würdigen.

Wir blieben dabei stehen, daß die Kindmutter dem Herrn Martial einige Schritte entgegen kam.

„Sie sind es, Herr Regulus!“ sagte sie zu ihm; „ich erwartete Sie schon früher.“

„Ich habe nicht eine Minute verloren,“ antwortete der junge Mann, indem er Louise auf ein Canapé legte.

„Das ist also meine Pensionärin," fuhr die Kindmutter fort, indem sie auf Fräulein von Basseterre zeigte.

„Ja," sagte Martial.

„Daß dich! da muß ich Ihnen mein Compliment machen! Es ist ein hübsches Mädchen! Sie ist aber ohnmächtig, — sind etwa bereits Schmerzen eingetreten?"

„Ob sie gelitten hat? Das wollte ich meinen! — Ich befürchtete, daß wir nicht mehr zeitig genug hierher gelangen würden."

„Das wäre in der That eine unangenehme Lage gewesen," sagte die Kindmutter unter einem ausgelassenen Gelächter; „eine Niederkunft im Wagen! — das ist eine seltene und wenig bequeme Sache."

Während Madame Labrador noch sprach, näherte sie sich Louise und befühlte deren Puls.

„Ach!" rief sie dann aus, „das drängt! die letzte Krisis naht, — beeilen wir uns —"

„Womit?"

„Damit, daß wir diese Vestalin in das Zimmer tragen, welches ich für sie bestimmt habe, helfen Sie mir, — oder, nein! — klingeln Sie, damit Fanchon kommt, sie wird mir besser zur Hand gehen, als Sie. — Die Männer sind so ungeschickt!"

Martial gehorchte und Madame Labrador unterstützte das junge Mädchen unter den Schultern, nachdem die Magd es in der Mitte des Körpers umfaßt hatte, und trug dasselbe in ein kleines, aber sehr behaglich eingerichtetes Zimmer, wo sie es entkleidete und in das Bett legte.

Als dieses geschehen war, kehrte die Kindmutter zu Herrn von Préaulx zurück, der in dem Salon auf sie wartete.

Sie näherte sich ihm mit geheimnißvoller Miene, zog ihn in die Nische eines Fensters und sagte ihm in das Ohr, während sie sich auf die Zehen emporrichtete:

„Wir haben noch nicht von der wichtigsten Sache gesprochen —"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Martial.

„Sie errathen nicht?"

„Nein."

„Nun, da man bei Ihnen durchaus die Punkte über die i setzen muß, so will ich mich deutlich aussprechen: Muß das Kind leben bleiben?"

Martial schrak zusammen und blickte die an, welche mit ihm sprach.

Während die Kindmutter die schrecklichen Worte aussprach, die wir unterstrichen haben, hatte sie den gewöhnlichen Ausdruck ihrer Züge durchaus nicht verändert, und das anmuthigste Lächeln spielte um ihre rosigen Lippen.

„Ob es leben bleiben muß!" rief Herr von Préaulx aus; „gewiß!"

„Nun, nicht so laut! nicht so laut!" unterbrach ihn Madame Labrador, indem sie sich bemühete, die Hand auf den Mund des jungen Mannes zu legen; „schreit man denn solche Sachen aus vollem Halse aus? — Im Namen des Himmels, schweigen Sie! Bedenken Sie, daß wir nicht allein hier im Hause sind."

„Und Sie, Madame," fuhr Martial fort, ohne leiser zu sprechen, „bedenken Sie, daß ich Sie für das Leben dieses

Kindes verantwortlich mache, daß Sie mir mit Ihrem **Leben**, — mit Ihrem eignen Leben für dasselbe stehen müssen!"

„Nun, mein Gott! ich höre schon. Ich dachte mich **Ihnen** nur verbindlich zu machen, indem ich jene Frage that. — **Mir** ist es so weit lieber, denn man stellt sich wenigstens keiner Gefahr bloß; allein ich habe bereits Leute kennen gelernt, **welche** schweres Geld für die Lumperei bezahlten, über welche Sie so sehr erschrecken."

„Ich habe meine Gründe, verstehen Sie mich?"

„Ihre Gründe! Das ist etwas Anderes! Ich dachte bereits, Sie ereiferten sich in Folge Ihrer väterlichen Liebe so sehr."

Martial schulterte sich, ohne zu antworten.

„Sie haben doch nicht vergessen, was wir gestern mit einander verabredet haben?" fragte Madame Labrador nach einer kurzen Pause.

„Sie meinen die Bezahlung?"

„Mein Gott, ja! — Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen, aber Sie kennen doch das Sprichwort: Besser habe —"

„Als hätte ich!" ergänzte Martial. „Sie haben Recht! Hier ist die Summe."

Und Martial legte in die Hand der Madame Labrador eine Rolle mit fünfundzwanzig Louisd'or, welche von dieser sorgsam nachgezählt wurden.

„Richtig gezählt!" sagte sie.

Dann schob sie die Rolle in die gewaltige Tasche ihrer weißen Schürze.

„Nun haben Sie Ihre Bezahlung erhalten, nicht wahr?" fragte Martial.

„Ohne Zweifel, Herr Regulus, und ich verlange nichts weiter von Ihnen.“

„Nun gut! Wenn diejenige, welche Sie entbinden werden, in fünf Tagen im Stande ist, Ihr Haus wieder zu verlassen, so werde ich den fünfundzwanzig Louis, welche Sie empfangen haben, noch zehn hinzufügen.“

„In fünf Tagen?“

„Ja.“

„Verdammt! was Sie da von mir verlangen, ist eine sehr schwierige Sache, — eine selbst unmögliche Sache, doch wird man das Seinige versuchen.“

In diesem Augenblick verkündete ein schwaches Seufzen aus dem angrenzenden Zimmer, dessen Thür offen geblieben war, daß Louise ihre Besinnung wieder erlangt habe.

Auf dieses Seufzen folgte ein lauter Schrei.

„Da sind wir schon,“ sagte die Kindmutter, „der Augenblick ist gekommen! Ich entferne mich. Bleiben Sie indeß hier, Herr Regulus, denn Sie würden mir dort nur im Wege sein.“

Madame Labrador nahm einige Instrumente von der wunderbaren Trophäe, die wir bereits erwähnten, und verließ dann eilig den Salon.

Länger, als eine Stunde, ging Martial bald schneller, bald langsamer, auf dem Teppich auf und nieder, während er, wenn nicht mit seinem Herzen, doch wenigstens mit seinen Ohren, ein Geschrei und Klagen vernahm, wie sie etwa von den Verdammten in der Hölle ausgestoßen werden mögen.

Es war etwas Grausiges.

Und dennoch blieb Martial ruhig.

Bisweilen wurde es für einen Augenblick stille.

Nach dieser Minute der Ruhe erscholl dann ein um desto heftigerer Schrei, ein Schrei, welcher noch herzzerreißender war, als alle frühern.

Endlich verstummten allmählig die Klagen. Mit den Seufzern und dem Schluchzen des unglücklichen Mädchens verband sich das Weinen eines Kindes, und Madame Labrador rief Martial im Tone des Triumphes die Worte zu:

„Es ist ein Junge! Mutter und Kind befinden sich wohl!“

Drei Urkunden.

Louise befand sich in einem weit zufrieden stellenderen Zustande, als man hätte hoffen und glauben sollen.

Als Martial in das Zimmer des jungen Mädchens trat, — es war das zwei Stunden nach der Geburt des Kindes, welches der Held dieser Erzählung werden wird — schlief Fräulein von Basseterre unruhig, aber fest.

Madame Labrador saß zu Füßen des Bettes und wiegte auf ihren Händen das Kind, welches unter so unglücklichen Auspicien in die Welt getreten war.

Martial näherte sich Louise, und nahm von ihrem Halse ein kleines goldenes Kreuz, ohne daß er sie dadurch erweckte.

Die Kindmutter sah ihn erstaunt an.

Er neigte sich gegen sie und sagte zu ihr:

„Kommen Sie und bringen Sie das Kind mit."

Madame Labrador folgte ihm.

Beide traten in den Salon.

Martial schürte das Feuer im Kamine und legte das goldene Kreuz, welches er in der Hand hielt, auf die glühenden Kohlen.

„Was wollen Sie thun?" fragte die Kindmutter.

„Sie werden es sehen," antwortete er.

Schon war das Kleinod so glühend geworden, daß es sich nicht mehr von den Kohlen unterschied, welche es umgaben.

Martial nahm das Kind, schlug mit Vorsicht die Windeln zurück, in welche es gehüllt war, und legte seinen Arm und seine kleine Schulter bloß

„Was wollen Sie thun?" fragte wiederholt Madame Labrador.

Aber dieses Mal antwortete Martial nicht.

Er ergriff mit einer Zange das glühende und fast dem Schmelzen nahe Kreuz und drückte es fest auf den rechten Arm seines Sohnes.

Das Fleisch zischte, ein leichter Dampf erhob sich und das Kind, bei welchem das Gefühl des Schmerzes dem Instinct des Lebens voranging, stieß einen schwachen Schrei aus.

Martial hob das Kreuz wieder ab und lächelte, als er den genauen und unverlöschlichen Eindruck sah, den er hervorgebracht hatte.

„Das ist schön!" sagte er. „Nun nehmen Sie das Kind, legen Sie es in die Wiege und kommen Sie zu mir zurück. Wir haben noch mit einander zu plaudern."

Die Kindmutter gehorchte.

Während ihrer kurzen Abwesenheit holte Martial aus einer Ecke des Salons einen kleinen Tisch herbei, auf welchem sich Papier, Federn und ein Tintenfaß befanden.

Madame Labrador trat wieder ein.

„Da bin ich," sagte sie, „und ich denke, daß Sie mir endlich erklären werden —"

Martial unterbrach sie, indem er zu ihr sagte:

„Setzen Sie sich!"

Er zeigte dabei mit der Hand nach einem Stuhle, welchen er vor den Tisch gestellt hatte.

„Aber —"

„Setzen Sie sich," wiederholte er.

„Mich setzen! — wozu das?"

„Um zu schreiben."

„Was?"

„Was ich Ihnen dictiren werde"

Madame Labrador setzte sich, indem sie murmelte:

„Ich möchte aber doch gern wissen —"

„Schreiben Sie!" sagte der junge Mann.

„Ach so! mein Lieber, Sie sprechen hier, als wären Sie Herr und ich Ihre Dienerin, allein ich muß Sie darauf aufmerksam machen —"

„Schreiben Sie!" sagte Martial abermals, und zwar dieses Mal in einem so befehlenden Tone, daß die Kindmutter ihre Augen niederschlug und eine Feder ergriff.

„Sind Sie bereit?" fragte er.

„Ja"

„Ich dictire:

Ich Endes-Unterzeichnete, Wittwe Labrador, Kindfrau, wohnhaft in Paris, Allée de la Santé Nr. 2, erkläre und bescheinige hiermit, daß Fräulein Louise von Basseterre, einzige und minderjährige Tochter des Marquis von Basseterre, heute, als am 7. März 1803, in mein Haus gekommen, um meine Unterstützung zu verlangen, und gegen drei Uhr Nachmittags von einem gesunden und lebensfähigen Kinde männlichen Geschlechts entbunden ist, als dessen natürlichen Vater die Mutter den Herrn Martial von Préaulx angegeben hat.

Ich erkläre außerdem, daß dieses Kind auf dem rechten Arme zwischen dem Ellbogen und der Schulter ein unauslöschliches Brandmal in Form eines Kreuzes trägt, welches ihm in meiner Gegenwart durch Herrn Martial von Préaulx mittelst eines glühend gemachten und dem Fräulein von Basseterre gehörigen Kleinods aufgedrückt ist.

Eigenhändig geschrieben und unterschrieben

Den 7. März 1803. Wittwe Labrador."

„Ei," sagte die Kindmutter, als sie fertig geschrieben hatte, „die junge Dame heißt also Fräulein von Basseterre?"

„Wie Sie sehen."

„Und Sie, Herr Regulus, sind der Herr von Préaulx?"

„So scheint es."

„Hübsch, daß man das weiß," murmelte Madame Labrador.

Martial errieth an der Bewegung der Lippen den Gedanken der Kindmutter und lächelte auf das Boshafteste.

„Wir sind noch nicht zu Ende," sagte er, nachdem er die Urkunde vierfach zusammengelegt und in seine Brieftasche geschoben hatte.

„Gibt es noch etwas zu schreiben?"

„Ja."

„Das ist stark und ich weigere mich!"

„Nur schnell!" gebot Martial und stampfte mit dem Fuße.

Wie das erstere Mal begriff die Kindmutter, daß sie der schwächere Theil sei, und gab nach.

Martial fuhr fort zu dictiren:

„Ich Endes-Unterzeichnete, Wittwe Labrador, Kindfrau, wohnhaft in Paris, Allée de la Santé Nr. 2, erkläre hiermit, daß ich dem Herrn von Préaulx das Anerbieten gemacht

habe, das neugeborne Kind aus dem Wege zu räumen, und füge hinzu, daß besagtes Kind nur aus dem Grunde noch lebt, weil Herr von Préaulx mein abscheuliches Anerbieten mit Entrüstung zurückgewiesen hat.

Zu Urkund dessen eigenhändig unterschrieben.

Den 7. März 1803."

Wüthend und erschreckt sprang Madame Labrador auf und warf die Feder von sich.

„Ich werde nicht schreiben!"

„Dictire ich Ihnen nicht die reine Wahrheit?"

„Vielleicht! aber Sie müssen wahnsinnig sein, daß Sie von mir verlangen, solche Dinge niederzuschreiben!"

„Es mag sein, daß ich wahnsinnig bin, aber ich sage Ihnen, daß Sie schreiben sollen."

„Nein!"

„Und daß Sie unterzeichnen sollen!"

„Nein! hundert Mal nein! Lieber will ich sterben!"

„Nun, wie es Ihnen beliebt! Da Sie mich zwingen, die ernsthaftesten Mittel anzuwenden, so ist das für Sie um so schlimmer —"

Während Martial diese Worte sagte, zog er eine kleine doppelläufige Pistole aus der Tasche.

Er spannte die Hähne mit der größten Ruhe, legte den Finger an den Abzug und richtete den Doppellauf gegen die Hebamme.

„Ich gehorche! — ich gehorche!" schrie diese Letztere, bleich vor Schrecken und mit flehendem Ausdruck; „aber, im Namen des Himmels! ermorden Sie mich nicht! — Ich werde Alles thun, was Sie wollen!"

„So beeilen Sie sich!" sagte Martial, indem er die Hähne wieder in Ruhe setzte und die Pistole in die Tasche steckte.

Wankend kehrte die Kindmutter an den kleinen Tisch zurück, nahm die Feder in die Hand und sank wieder auf ihren Stuhl.

„Aber sagen Sie," fragte sie mit gepreßter Stimme, „warum wollen Sie mich zwingen, etwas zu schreiben und zu unterzeichnen, was mich zu Grunde richten kann? — Mein Gott! — was habe ich Ihnen gethan?"

„Sie haben mir gar nichts gethan," antwortete Martial, „aber Sie wissen jetzt meinen wahren Namen, so wie auch den Namen des jungen Mädchens, welches in dem angränzenden Zimmer schläft; das ist zu viel, und ich will Ihnen die Lust benehmen, sich in meine kleinen Angelegenheiten zu mischen, meine liebe Madame Labrador, falls Ihnen die Lust dazu ankommen sollte, nachdem ich Ihr Haus verlassen habe"

„So schwören Sie mir wenigstens zu, daß Sie nie —"

„Ich schwöre Ihnen zu, daß ich Ihr Geheimniß bewahren werde, so lange Sie das meinige bewahren! das mag Ihnen genügen. Nun lassen Sie uns ein Ende machen, denn ich habe keine Zeit mehr."

Die zitternde Kindmutter schrieb und unterzeichnete.

Diese zweite Erklärung wurde zu der erstern in die Brieftasche des Herrn von Préaulx gelegt.

„Kehren Sie zu Louise zurück," sagte er dann; „ich wünsche einen Augenblick allein zu sein."

Madame Labrador verließ den Salon und Martial setzte sich an den kleinen Tisch, um folgende Zeilen niederzuschreiben,

deren zweideutiger und melodramatischer Stil an die geheimnißvollsten Romane des guten Herrn Ducray=Duménil erinnert:

„Wichtige Verhältnisse, von denen die Ruhe und Ehre einer mächtigen und edlen Familie abhängen, zwingen die Eltern gegenwärtigen Kindes, für einige Zeit dessen Geburt zu verheimlichen.

Man wird übrigens dasselbe bald zurückverlangen.

Es darf jedoch nur derjenigen Person übergeben werden, welche das Duplicat gegenwärtiger Erklärung und außerdem ein kleines goldenes Kreuz vorzeigen wird, welches genau auf das Brandmal auf dem rechten Arme des Kindes paßt, dem man übrigens in der Taufe die beiden Namen Louis Annibal beizulegen inständig bittet.

An dem Tage, an welchem das Kind seiner Familie zurückgegeben werden wird, soll demjenigen oder denjenigen, welche besonders für dasselbe Sorge getragen haben, die Summe von zehntausend Livres ausgezahlt werden.

Paris, 7. März 1803."

Nachdem Martial die eben mitgetheilten Zeilen geschrieben und dann mit großen lateinischen Buchstaben wieder abgeschrieben hatte, damit seine Handschrift unkenntlich werde, klebte er sich einen falschen Schnauz= und Backenbart an, hüllte sich in seinen Mantel und verließ das Haus der Dame Labrador. . .

. . . .

Es war etwa um elf Uhr Nachts, als Herr von Préaulx wieder an die Thür der Kindfrau pochte.

Die Klappe in der Thür öffnete sich und Martial wurde unter den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln eingelassen.

„Wo ist Ihre Herrin?" fragte er die alte Magd.

„Madame hat sich vor etwa einer Viertelstunde niedergelegt."

„Ich muß den Augenblick mit ihr sprechen. Setzen Sie dieselbe in Kenntniß, und sie wird aufstehen. Ich werde sie im Salon erwarten; geben Sie mir Licht."

Nach wenigen Minuten fand sich Madame Labrador bei ihrem Besucher ein.

„Was wollen Sie schon wieder?" fragte sie.

„Ich will das Kind holen!"

„Sie wollen es forttragen?"

„Ja."

„Was wollen Sie mit demselben beginnen?"

„Das ist meine Sache."

„Sie haben Recht, allein ich muß Sie auf eine Sache aufmerksam machen."

„Auf welche?"

„Sie werden die Mutter tödten."

„Die Mutter tödten! was sagen Sie?"

„Sie schläft nicht mehr. Kurze Zeit nach Ihrem Fortgange stellte sich das Milchfieber ein; sie hat fast den Verstand verloren, und ihre Aufregung ist eine ungemeine. Wenn ihr Sohn ihr entzogen wird, so wird sich das Fieber verdoppeln, auf das Gehirn versetzen — und ich stehe dann für nichts."

„Es scheint mir leicht, dieses Unglück zu vermeiden."

„Auf welche Weise?"

„Geben Sie Louise einen beruhigenden Trank und mischen Sie demselben ein einschläferndes Mittel bei; Louise ist ohne Mißtrauen, sie wird trinken und ich werde warten, um das Kind in Empfang zu nehmen, sobald sie eingeschlafen ist."

„Es sei; was wird sie aber bei ihrem Erwachen sagen?“

„Das ist meine Sache, und ich nehme Alles auf mich; was Sie betrifft, meine liebe Madame Labrador, so thuen Sie, was ich sage, ohne Zeit zu verlieren.“

„Ich gehe schon.“

Und sie verließ den Salon.

Kurz vor Mitternacht verließ Martial zum zweiten Male die Allée de la Santé und bestieg eine Kutsche, welche auf dem Boulevard d'Enfer seiner wartete.

Er trug unter den Falten seines Mantels das in seine Windeln gehüllte Kind.

In diesen Windeln waren zugleich noch zwei Gegenstände versteckt:

Zunächst eine Börse, welche fünfundzwanzig Louis enthielt.

Dann der Geburtsschein, welchen er selbst aufgenommen hatte, und der ihm eines Tages behülflich sein sollte, seinen Sohn wieder zu erkennen.

Der Kutscher hatte ohne Zweifel schon specielle Anweisungen erhalten, denn er hielt im obern Theile der Rue d'Enfer.

Dort stieg Martial aus. Er that einige hundert Schritte und befand sich dann vor einem großen Hause, welches mit gutem Rechte ein berühmtes genannt werden kann.

Dieses Haus war das Hospiz der Findelkinder.

Er zog eine Glocke.

Die Kinderlade öffnete sich.

Er legte das Kind in dieselbe, entfernte sich dann schnell, erreichte seine Kutsche wieder, stieg in dieselbe und fuhr im Galopp davon.

Herr von Préaulx.

Es scheint uns, als wäre der Augenblick gekommen, da wir unsern Lesern sagen müssen, wer eigentlich die merkwürdige Person war, welche wir bis jetzt unter dem dreifachen Namen Herr von Préaulx, Fabuleux und Regulus kennen gelernt haben.

Diese Erklärung würde weitläuftige Enthüllungen mit sich führen, und die Einzelheiten derselben würden, wie wir wenigstens glauben, ein lebhaftes Interesse erregen; aber leider fehlt uns der Raum.

Die Einleitung hat bereits unter unserer Feder und wider unsern Willen einen übertriebenen Umfang gewonnen, und jede der, wenn auch unerläßlichen, Seiten, welche wir derselben noch hinzufügen, würde die Blätter in Anspruch nehmen, welche eigentlich für die Erzählung bestimmt sind, die sich in den folgenden Bänden entwickeln wird.

Es ist demnach gewissermaßen eine Pflicht für uns, daß wir uns aller Einzelheiten enthalten, deren absolute Nothwendigkeit uns nicht erwiesen scheint.

Wir müssen uns auf ein einfaches Gewebe ohne Ausschmuck beschränken.

Wir müssen flüchtige Umrisse entwerfen und dürfen die ein-

fachen Linien des Gemäldes weder mit Schatten, noch mit Farben versehen.

Und so wollen wir es denn zu machen versuchen. . .

. . . .

Jedermann weiß, wie aus dem Galeerensträfling Coignard in Folge seiner unglaublichen Kühnheit der Graf Pontis von Sainte-Hélène geworden war.

Jedermann weiß ferner, durch welche machiavellistischen Künste Vautrin, dieses prachtvolle Urbild, welches gleich einem Koloß mit eherner Stirn und kothbeschmutzten Füßen alle Personen in der **Comédie humaine** *) beherrscht, sich in die Person des Abbé Carlos Herrera, dieses spanischen Diplomaten, eingefleischt hatte.

Man wird sich daher nicht wundern, wenn man erfährt, daß der Mann, welcher uns beschäftigt, auf ziemlich dieselbe Weise den Namen und die sociale Stellung des wahren Martial von Préaulx gestohlen hatte.

Jacques Piedford, der vertraute Bediente des Herrn Hubert von Préaulx, eines alten und würdigen Edelmanns aus dem mittägigen Frankreich, hatte Marinette, die Kammerjungfer des Fräulein Pauline von Blangy, an demselben Tage geheirathet, an welchem diese letztere Gattin des Herrn von Préaulx geworden war.

Die Neuvermählten kamen zu gleicher Zeit nieder, nämlich neun Monate nach der zweifachen Vereinigung, und Jede von ihnen setzte einen Knaben in die Welt.

---

*) S. die Balzacschen Romane: „Szenen aus dem pariser Leben", „Esther" und „Entschwundene Täuschungen."

Das Kind des Edelmanns empfing den Namen Martial.

Das des Bedienten wurde Antoine genannt.

Marinette Piedfort nährte beide.

Herr von Préaulx wollte, daß die beiden Milchbrüder mit einander erzogen würden und gleiche Bildung erhielten, ohne daß dabei auf den Unterschied der Geburt Rücksicht genommen würde.

Dieses geschah und man bemerkte, als das Alter der Vernunft gekommen war, nicht ohne Staunen, das Martial mehr Verstand und Fähigkeiten bewies, als sein Studien-Kamerad

Dagegen zeigte der Charakter des jungen Edelmannes die vollkommenste Sanftheit und Herzlichkeit, während Antoine Piedford einen heftigen, verschlagenen, lügnerischen und neidischen Charakter zeigte.

Diese verabscheuungswürdigen Eigenschaften ermüdeten allmählig den guten Willen des alten Herrn von Préaulx, und er beschloß, eine gerechte Strenge an die Stelle der Nachsicht treten zu lassen, welche man bisher dem jungen Menschen bezeigt hatte.

Diese Strenge erbitterte ihn. Er wurde halsstarrig und wollte sich widersetzen.

Da war denn die Geduld des Herrn von Préaulx am Ende. Der böse Bube wurde aus dem Schlosse geworfen und gezwungen, das Vieh auf der Brache zu hüten.

Martial war darüber trostlos und bat mit Thränen in den Augen seinen Vater, daß er seinen Milchbruder begnadigen möge. Antoine, der dem Anscheine nach reuig und unterwürfig war, bat um Verzeihung, und Alles ward ihm verziehen.

So vergingen mehre Jahre.

Aus den Kindern waren Jünglinge geworden; sie standen bereits im achtzehnten Jahre.

Da erbrach eines schönen Tages Antoine den Schrank seines Vaters und verschwand. Troß allen Nachforschungen war es unmöglich, zu entdecken, was aus ihm geworden sei.

Wir können unsern Lesern nähere Auskunft in dieser Hinsicht mittheilen.

Antoine hatte sich nach Paris begeben.

Dort führte er, so lange sein Geld dauerte, unter einem falschen Namen ein ausschweifendes und liederliches Leben.

Als sein Geld ein Ende genommen hatte, lebte er als Glücksritter und bald als Räuber.

Da brach die Revolution aus.

Der Sohn des Bedienten wußte die communistisch-demokratischen Grundsätze zu begreifen und zu würdigen, daher er bald eine bemerkenswerthe Rolle in den Clubs und bei den Aufständen spielte.

Er verkaufte mehr, als einen Verdächtigen, lieferte mehr, als einen Aristokraten, aus und bewirkte, daß mehr, als ein Kopf, unter dem Fallbeile fiel.

Dann traf, troß seinem in die Augen fallenden und erprobten Patriotismus, auch ihn der Verdacht, und der ehrbare Bürger sah sich gezwungen, Paris zu verlassen und über Frankreichs Gränzen zu fliehen.

In dem Augenblick, als er die Gränze erreichte, traf er in einer elenden Dorfschenke mit einem jungen Manne zusammen, der gleich ihm auf der Flucht war und sich ihm, nachdem er ihn lange betrachtet hatte, weinend an die Brust warf.

Dieser junge Mann war sein Milchbruder, Martial von

Préaulx, der zu dem königlichen Heere eilte, nachdem sein Vater auf dem Schaffot gestorben war.

Am folgenden Tage zogen in der Frühe des Morgens die beiden Flüchtlinge mit einander weiter.

Am Ende des Tages traten sie in ein verlassenes Bauerngehöft, um die Nacht in demselben zuzubringen.

Ihrer Zwei waren sie eingetreten. Ein Einziger kam wieder aus dem Hause.

Antoine hatte den Schädel seines Gefährten mit einer Pistolenkugel zerschmettert, um ihm sein Gold, seine Papiere und selbst seinen Namen zu rauben.

Man wird nun alles Uebrige errathen.

Der Plebejer, welcher durch einen Mord zum Edelmanne geworden war, wurde wie ein Bruder von dem Emigrirten aufgenommen.

Die Erzählung seiner Leiden erregte allgemeine Theilnahme und inniges Mitleid.

Der Marquis von Basseterre war es, der sich vorzugsweise zu ihm hingezogen fühlte und ihn bei seiner Rückkehr aus dem Exil mit sich nach Frankreich nahm.

Kaum war Martial, denn so nannte er sich jetzt, in das Haus desselben eingeführt, als er einen Plan von teuflischer Tiefe und Nichtswürdigkeit erfand.

Er beschloß, das ungeheuere Vermögen des Marquis an sich zu reißen, indem er sich, wider dessen Willen, zu seinem Schwiegersohne machte.

Um dieses Ziel zu erreichen, verführte er die Tochter seines Wohlthäters.

Louise kam in andere Umstände, und wir sahen, wie sie

ihren Geliebten anflehete, dem Herrn von Basseterre den Fehltritt zu bekennen, welchen sie gethan hatten, und der nur durch eine Heirath wieder ausgeglichen werden konnte.

Das war aber gegen Martials Rechnung.

Er befürchtete, daß der Marquis seine Vergangenheit durchforschen möge, bevor er in die von ihm zu erbittende Vereinigung einwilligte, und seine „Antecedentien" mit einem schrecklichen Lichte beleuchtete.

Um einen solchen Ausgang zu vermeiden, hatte er folgenden Entschluß gefaßt.

Er wollte sich des Kindes bemächtigen, welches Louise in die Welt setzen würde, und jede andere Verheirathung unmöglich machen, indem er dieses Kind in seiner Gewalt behielt.

Dann wollte er den Tod des Marquis erwarten, und wenn dieser Tod zu lange auf sich warten lassen sollte, nöthigenfalls dem langsamen Werke des Alters mit Gift nachhelfen.

War er dann erst allein mit der blinden Mutter und der verführten Tochter, so standen keine Hindernisse mehr entgegen, und der falsche Martial von Préaulx wurde der Gatte einer der edelsten und reichsten Erbinnen von Frankreich.

Um dieses Ziel zu erreichen, mußte er jedoch über zahllose Schwierigkeiten obsiegen.

Die erste bestand darin, daß er einen Grund für Louise's Abwesenheit anführen mußte. Und diese Abwesenheit mußte lange genug dauern, um eine heimliche Niederkunft möglich zu machen.

Martial wußte nichts Besseres zu erdenken, als daß er den Brief schrieb, welchen unsere Leser bereits im fünften Kapitel dieses Prologs kennen lernten, jenen Brief, welchen die Grä-

fin Arthemise von Basseterre, Kanonissin des Fräuleinstifts von Remiremont, angeblich auf ihrem Sterbebette dictirt hatte.

Unterschrift, Postzeichen und Siegel — Alles ahmte Martial nach.

Der Erfolg war ein vollständiger, wie wir bereits wissen, und nicht einmal ein Fünkchen eines Verdachts blitzte in dem biedern Geiste des Marquis auf.

Wir sahen, wie Louise ihrem Verführer ausgeliefert wurde, der sie am hellen Tage und vor den Augen der ganzen Familie und ihrer Dienerschaft entführte.

Wir haben ferner die Gefangennahme der guten Suzanne gesehen, welche von zwei Banditen in einem verlassenen Hause bewacht wurde.

Wir haben die Niederkunft des Fräulein von Basseterre in dem Hause der Madame Labrador, dieser würdigen Kindmutter in der Allée de la Santé kennen gelernt.

Wir wissen endlich sogar, was aus dem Kinde geworden ist.

Bis dahin ging Alles nach Martials Wünschen.

Sollte auch der fernere Verlauf seines Beginnens durch so leichte Triumphe gekrönt werden?

Das wird uns die Zukunft zeigen.

Suzanne.

Es mochte gegen ein Uhr Morgens sein, als Fräulein von Basseterre aus dem lethargischen Schlummer erwachte, in welchen sie durch das Getränk der Madame Labrador versetzt war.

Eine Nachtlampe von Porcellan, welche auf dem Nachttische stand, verbreitete einen nur zweifelhaften Schein in dem Zimmer.

Louise erhob sich ungeachtet ihrer äußersten Schwäche auf ihren Ellbogen und blickte um sich.

Sie bemerkte die Wiege, erinnerte sich an Alles, was vorgegangen war und neigte sich vor, um ihr Kind zu sehen.

Die Wiege war leer.

Louise stieß einen lauten Schrei aus und sank in ihre Kissen zurück.

Madame Labrador eilte im Unterrock und in der Nachtjacke herbei.

Sie hielt eine Lampe in der Hand.

„Nun!" fragte sie, „was gibt es? Warum schreien Sie so sehr, daß alle Leute im Hause aufwachen?"

„Mein Kind!" rief die junge Mutter ungeduldig, „mein Kind, geben Sie mir mein Kind!"

„Ihr Kind!" sagte die Kindmutter etwas verlegen; „ich kann Ihnen Ihr Kind nicht geben."

„Warum nicht?"

„Es ist nicht mehr hier."

„Was haben Sie mit demselben gemacht?"

„Herr Regulus hat es mitgenommen."

„Herr Regulus?" fragte Louise höchst erschrocken.

„Ach!" ich verspreche mich, — ich wollte sagen: Herr Martial, Ihr Geliebter —"

„Martial! er! — was hat er mit dem Kinde gemacht?"

„Er hat es einer Amme überbracht."

„Wo wohnt dieselbe?"

„Nicht weit von hier, in Vaugirard. Es ist eine dicke, runde, gesunde Bauersfrau, deren Adresse ich ihm gegeben habe, und welche für das Kind, wie für ihr eigenes sorgen wird. Sie selbst werden das Kind besuchen, sobald Sie das Bett verlassen können."

„Warum hat man mir aber das Kind genommen, ohne mich vorher in Kenntniß gesetzt zu haben, ohne daß ich es vorher küssen konnte?" fragte Louise, etwas ermuthigt durch die Antwort der Dame Labrador.

„Einestheils schliefen Sie, und anderntheils würde es Ihnen zu schwer gefallen sein, sich von dem lieben kleinen Engel zu trennen, der schön, wie ein Liebesgott ist. Außerdem müssen bei ihrem Zustande alle Aufregungen vermieden werden."

„Und Sie können mich versichern, daß man gut für das Kind sorgen wird?"

„Was das betrifft, so kann ich mit meinem Kopfe dafür

einstehen. — Der Sohn eines Königs könnte in keine bessern Hände gegeben werden."

„Und ich werde es bald sehen?"

„Das hängt von Ihnen ab: wenn Sie sich in Aufregung versetzen, so werden Sie krank werden und das Wiedersehen verzögern; wenn Sie sich dagegen ruhig verpflegen lassen, so werden Sie in fünf oder sechs Tagen die allerliebste Puppe auf Ihren Armen tragen können."

„Es ist ein schöner Junge, nicht wahr?"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt: er ist schön, wie Cupido, der Sohn der Venus. Aber wir haben nun genug gesprochen, meine liebe Dame; schlafen Sie, denn das wird Ihnen wohlthun. Zuvor trinken Sie aber hiervon: es ist ein beruhigender Trank."

Madame Labrador reichte Louise eine Tasse von Porcellan, welche den Rest des einschläfernden Trankes enthielt, den das junge Weib in einem Zuge zu sich nahm. Die Wirkung war eine schnelle, denn sie schlief fast sofort wieder ein.

Wenige Augenblicke später kam Martial zurück.

„Ist sie erwacht?" fragte er die Kindmutter.

„Ja."

„Sie weiß demnach Alles?"

„Sie weiß, daß das Kind nicht mehr bei ihr ist."

„Und wie hat sie die Sache aufgenommen?"

„Besser, als ich hoffte."

„Wahrhaftig?"

„Ja. Anfangs seufzte und schrie sie, allein es machte mir fast gar keine Mühe, sie wieder zur Vernunft zu bringen."

„Was haben Sie ihr gesagt?"

„Daß das Kind bei einer Amme in Vaugirard sei."

„Sehr gut."

„Und daß sie dasselbe sehen würde, sobald sie im Stande sei, ihr Bett zu verlassen."

„Vortrefflich! Alles Uebrige nehme ich auf mich. — Können Sie mir für heute Nacht ein Bett geben?"

„Gern. Kommen Sie mit mir."

Martial folgte der Dame Labrador, und bald herrschte wieder die tiefste Stille in dem Hause. . . . .
. . . .

Fünf Tage waren seit den eben erzählten Ereignissen verflossen.

Der Zustand des Fräulein von Basseterre war ein vollkommen befriedigender.

„Morgen wird sie ausgehen können," hatte die Kindmutter zu Martial gesagt, indem ihr Antlitz zum Voraus vor Freude über die nachträglich versprochenen zehn Louisd'or leuchtete.

Herr von Préaulx bestieg am Morgen des fünften Tages eine Droschke, verließ durch die Barière d'Enfer die Stadt Paris und ließ sich nach dem kleinen Hause fahren, in welchem Trabucos und Cabestan die alte Suzanne bewachten.

Trabucos saß vor der Thür und rauchte eine Pfeife.

„Da bist Du ja!" rief er Martial entgegen; „na, meiner Seel', desto besser, denn die Zeit begann mir bereits lang zu werden!"

„Nur immer Geduld!" ermahnte der falsche Edelmann; „morgen werde ich Dich erlösen."

„Daran thust Du wohl, denn noch vierundzwanzig Stunden länger, und ich laufe davon!"

„Wo ist Cabestan?"

„Auf der Treppe. Er weicht nicht von seinem Posten."

„Und was macht die Gefangene?"

„Nichts Besonderes! Sie bringt die Hälfte der Zeit damit hin, daß sie uns mit den Gerichten bedroht, und die andere Hälfte damit, daß sie uns viel Geld verspricht, wenn wir sie frei lassen wollten."

„Ei, ei!"

„Ja, so ist es! aber wir sind unbestechlich. Willst Du hinauf zu ihr?"

„Deßwegen bin ich gekommen."

„Nun, ich kann Dir sagen, daß Du eine Predigt in einem recht schönen Stil hören wirst."

„Ich bin auf Alles gefaßt!" antwortete Martial lachend.

Und er trat in das Haus.

Als Suzanne die Thür ihres Zimmers öffnen hörte, sprang sie schnell von dem Stuhle empor, auf welchem sie gesessen hatte, und Herr von Préaulx bemerkte mit Staunen die auffallende Veränderung und die gewaltige Verstörung der Züge der armen Frau.

In fünf Tagen war sie um zehn Jahre älter geworden.

Ihre Augen waren eingesunken und in ihre Wangen waren von den hinabrinnenden Thränen rothe Flecken geätzt.

Bei Martials Anblick kreuzte sie mit einer durchaus männlichen Haltung beide Arme über der Brust und sagte dann in einem dumpfen und fast drohenden Tone:

„Endlich kommen Sie! endlich kommen Sie!"

„Besser spät, als nie! nicht wahr?" antwortete Martial,

indem er einen scherzenden Ton anzunehmen versuchte, **was ihm** jedoch nicht recht gelingen wollte.

„Endlich kommen Sie!" wiederholte Suzanne zum **dritten** Male, „und da Sie nun bei mir sind, so werde ich **wohl** endlich erfahren, was eigentlich vorgeht."

Während sie also sprach, hatte sie sich der Hand des Herrn von Préaulx bemächtigt, die sie mit krampfhafter Kraft in den ihrigen drückte.

„Ich bin hier, um Ihnen zu sagen, was Sie gern wissen möchten," antwortete der junge Mann; „aber, zum **Teufel!** lassen Sie mich los, Suzanne, Sie thun mir weh!"

„Wo ist Louise?" rief die Amme, ohne den furchtbaren Druck ihrer Hände zu mildern

„Lassen Sie mich los, und ich werde es Ihnen sagen."

„Nun gut! so sprechen Sie! Sie sehen, daß ich Sie nicht mehr halte!"

„Louise ist nicht fern von hier," antwortete Martial, indem er seine wundgedrückte Hand rieb; „es hängt nur von Ihnen ab, ob Sie dieselbe morgen sehen wollen."

„Was soll ich thun?"

„Mir gehorchen."

„Befehlen Sie!"

„Das werde ich thun, aber zuvor gewähren Sie mir Gehör, Amme; einige vorgängliche Erklärungen sind unerläßlich"

„Ich höre."

Martial setzte sich auf den einzigen Stuhl, und Suzanne lehnte sich an ihr Bett, denn ihre Beine weigerten sich, sie länger zu tragen."

„Sie müssen wissen," fuhr Herr von Préaulx mit einer im

höchsten Grade cynischen Sicherheit fort, „Sie müssen wissen, daß ich seit fast einem Jahre der glückliche Liebhaber des Fräulein von Basseterre bin —"

„Das ist eine Lüge!" schrie Suzanne und fuhr zusammen, als hätte sie die beiden Pole einer voltaischen Säule berührt; „das ist eine Lüge! eine ehrlose Lüge!"

„Es ist keine Lüge," antwortete Martial kalt, „und ich habe Sie nur darum von Louise getrennt, um diese in das Haus einer Kindfrau zu führen, in welchem Sie von einem Sohne genesen ist."

Suzanne ward bleich, wie Schnee

Sie näherte sich dem Herrn von Préaulx und murmelte die folgenden Worte mehr, als daß sie dieselben sprach, denn ihre durch den Schmerz und Zorn zusammengezogene Kehle verweigerte die deutliche Aussprache derselben:

„Ha! so ist es! — und Du sagst mir das! — und Du kommst zu mir, Dich zu rühmen, daß du auf ehrlose, schimpfliche Weise diese Blume der Schönheit und Unschuld, dieses reine und unschuldige Kind, das ich auf meinen Armen trug, beschmutzt hast! — Das Kind, welches ich an meiner Brust ernährte! — ha! Elender! — Elender! — wo finde ich ein Messer, um Dich zu tödten, wie eine Schlange!"

„Wollen Sie mir die Freude gewähren, mich anzuhören?" fragte Martial, indem er einen Augenblick benutzte, in welchem der Amme Athem und Worte ausgingen.

„Dich anhören! Was kannst Du noch nach dem sagen, was ich bereits hörte?"

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß dasjenige, was Sie eine

Ehrlosigkeit zu nennen beliebten, eine ganz natürliche Sache ist. — Louise und ich, wir liebten uns —"

„Sag' doch lieber," unterbrach ihn Suzanne, „daß Du Dich ihrer durch ein Verbrechen, durch Gewalt bemächtigt hast!"

„Wie Sie wollen, Amme, denn ich will mich mit Ihnen nicht über Worte streiten. Ueberdieß — Liebe oder Verbrechen — das Resultat ist einmal das angegebene gewesen: Louise ist Mutter, aber ihr Verbrechen ist geheim gehalten und kann wieder gut gemacht werden —"

„Gut gemacht werden! — auf welche Weise?"

„Durch eine Heirath!"

„Mit Dir?"

„Warum nicht?"

„Gehen Sie! seit wann verheirathen sich die Bedienten mit den Töchtern ihrer Herrschaft?"

„Suzanne!" rief Martial aus, indem er purpurroth wurde in Folge seiner Wuth und seines beleidigten Stolzes: „Suzanne, hüten Sie sich!"

Diese Worte wurden von einer drohenden Bewegung begleitet, aber auch fast in demselben Augenblick gewann Martial die Herrschaft über sich wieder und sagte in einem ruhigern Tone:

„Ich bin der Bediente Ihres Herrn nicht, Suzanne, und wenn ich auch arm bin, so ist doch mein Adel so gut, wie der seinige."

„Du, ein Edelmann!" antwortete die Alte mit der Betonung der höchsten Verachtung, „Du, ein Edelmann! Eher magst Du der Sohn des Lakaien Deiner Mutter sein!"

Wie man sieht, gebrauchte Suzanne in ihrem gerechtfertig-

ten Zorne bereits die großartige Beschimpfung, welche Frankreichs großer Dichter später seinem Triboulet in den Mund legte, indem er den Narren des Königs den ausschweifenden Herren am Hofe Franz I. zurufen läßt:

„Edelleute Ihr! o, nimmermehr in diesem Leben!
Eure Mutter haben den Lakai'n sich hingegeben!"

Martial blieb völlig ruhig, während ihn diese neue Beleidigung traf.

Suzanne fuhr fort:

„Nein, Du bist kein Edelmann, da Du die Tochter Deines Wohlthäters entehrt hast, da Du das Haus beschmutzest, welches Dir Obdach gewährt, da Du das Brot, welches man mit Dir theilt, für diejenigen in Gift umwandelst, welche es Dir geben! Du bist kein Edelmann, sondern ein Ehrloser, und ich, die ich nur eine arme Magd bin, ich verachte Dich und spucke Dir ins Angesicht, Elender und Niederträchtiger, der Du bist!"

„Alles sehr kräftig gesagt!" versetzte Martial mit seiner unverwüstlichen Kaltblütigkeit. „Aber wir müssen nun zu Ende kommen, Amme, denn es wird Zeit, daß wir uns verständigen."

„Wir, uns verständigen!"

„Ja!"

„Ich und Du?"

„Ja."

„Nimmer!"

„In dieser Hinsicht täuschen Sie sich, Amme, und Sie werden sich von Ihrem Irrthum überzeugen."

„Welche neue Lüge, welche neue Ehrlosigkeit wird er ausdenken!“ murmelte Suzanne.

„Jetzt gewähren Sie mir die Freude,“ nahm Martial mit Ungeduld wieder das Wort, „und hören Sie mich an, ohne mich zu beleidigen oder mich zu unterbrechen, sonst müßte ich Sie knebeln lassen.“

Die Amme schwieg, zähneknirschend zwar, aber doch bezähmt durch die harte Drohung.

„Ich wiederhole Ihnen,“ fuhr Herr von Préaulx fort, „daß wir uns verständigen müssen! Zu Louise's Bestem ist das nothwendig! Sie und ich, wir sind in diesem Augenblick die Einzigen, welche das Geheimniß ihrer Schwäche kennen; es ist nothwendig, ist unerläßlich, daß Sie dieses Geheimniß zu bewahren wissen.“

„Das werde ich nicht, weil ich es nicht will! Sobald ich wieder frei bin, werde ich ihre Niederträchtigkeit dem Herrn Marquis offenbaren, und er wird Sie behandeln, wie man Leute Ihrer Art behandelt.“

„Sie sind eine Närrin, Amme! Wenn Sie so handelten, so würden Sie Fräulein von Basseterre verderben und bewirken, daß ich aus dem Hôtel gejagt würde. Louise würde entehrt und ihr Leben auf ewig ein verlornes sein. — Wenn Sie dagegen schweigen, so wird der Marquis gerührt werden und die Ehe wird unsere Schande löschen. Sie sehen wohl, daß Sie schweigen werden!“

„Nein, denn Ihre Frau zu sein, würde für Louise der schimpflichste Schimpf und das unglücklichste Unglück sein. — Ich werde sprechen.“

„Das ist Ihr letztes Wort?“

„Ja."

Diese unerschütterliche Festigkeit, welche Martial nicht im Entferntesten erwartet hatte, erschütterte seine Pläne auf ungemeine Weise und stellte das Resultat einer Partie, welche er schon gewonnen zu haben glaubte, in Frage.

Er beschloß noch einen letzten Versuch, um das durch den Schrecken zu erlangen, was er durch Ueberredung nicht erreichen konnte

Er öffnete die Thür und rief die Treppe hinab:

„Trabucos! Cabestan!"

„Madame ist unvernünftig," sagte er zu ihnen, indem er auf Suzanne zeigte.

„Desto schlimmer!" antwortete Trabucos.

„Und wir sind gezwungen, etwas Unangenehmes, etwas sehr Unangenehmes zu thun," fuhr Martial fort.

„Und was?"

„Madame wird dieses Zimmer nicht wieder verlassen."

„Schön!" sagte Trabucos und ließ die Klinge eines langen Messers blitzen.

„Das ist überflüssig!" sagte Martial; „kein Blut, meine Freunde, sondern nur einige Ziegelsteine und etwas Mörtel, das ist Alles, dessen wir bedürfen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Ihr das Fenster und die Thür dieses Zimmers vermauern sollt. In zehn Minuten kann Alles beendigt sein. Beeilt Euch daher Wir werden alsdann mit einander nach Paris zurückkehren und können der Verschwiegenheit dieser Dame gewiß sein."

„Soll geschehen!" antwortete Trabucos und ging mit Cabestan die Treppe wieder hinab.

Martial und Suzanne blieben allein.

Die Amme zitterte an allen Gliedern.

Martial beobachtete sie auf verstohlne Weise.

Die unglückliche Frau machte zwei Mal den Versuch, zu sprechen, konnte aber kein Wort vorbringen.

Dem schrecklichen Tode gegenüber, von welchem sie sich bedroht sah, hatte sie ihre Kraft und ihren Muth verloren.

Endlich gelang es ihr, zu sagen:

„Lassen Sie mich leben! — Ich werde schweigen!"

„Ach!" machte Martial; „Sie haben also nachgedacht? Desto besser! Sie versprechen also, mich nicht verrathen zu wollen?"

„Ja."

„Es reicht nicht hin, zu versprechen, sondern Sie müssen auch schwören."

Martial zog ein kleines Buch aus der Tasche, öffnete es und fuhr dann fort:

„Schwören Sie auf das Evangelium, bei ihrem Antheil an dem Paradiese, bei dem ewigen Heil Ihrer Seele!"

Suzanne reckte den Arm aus und leistete den verlangten Eid in der verlangten Form.

In diesem Augenblick traten Trabucos und Cabestan mit Backsteinen in das Zimmer.

„Die Sache ist abgemacht, meine Freunde," sagte Herr von Préaulx zu ihnen; „die liebe Amme hat sich in meine Gründe gefügt, und ich werde sie morgen von hier abholen. Bis dahin

leistet ihr treue und gute Gesellschaft. Man muß nur Geduld besitzen, wie ich kaum erst gegen Trabucos bemerkte."

Dann verließ Martial das Zimmer, stieg wieder in die Droschke, in welcher er gekommen war, und fuhr schnell nach Paris zurück.

Die Genossen.

Am folgenden Morgen bezahlte Martial reichlich die Bemühungen der Dame Labrador, und stieg dann mit Louise, die immer noch sehr blaß und schwach war, in einen Fiaker. Er ließ sich nach der Barrière d'Enfer fahren, vor welcher die von unserm alten Bekannten, dem falschen Postillon Dyck-Chester, geleitete Reisekutsche hielt.

Ehe eine Stunde verflossen war, hatte die Berline das kleine Haus erreicht, in welchem Suzanne gefangen gehalten wurde.

Die wieder in Freiheit gesetzte Amme nahm ihren Platz neben Louise ein, der sie nur die Hände zu drücken vermochte, indem sie dieselben mit bitteren Thränen benetzte.

Trabucos rief von der Schwelle des kleinen Hauses:

„Glückliche Reise, meine lieben Kinder!"

Und die Kutsche, welche sich von Neuem in Bewegung setzte, rollte nun endlich auf der Straße nach dem Orléanais dahin.

Auf der ersten Station wurden die Pferde gewechselt und Dyck-Chester kehrte nach Paris zurück, wo er nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Pferde für seine Rechnung zu verkaufen, welche von Martials Gelde angeschafft waren, ein Handelsgeschäft, welches uns durchaus nicht auffallend erscheinen kann

Am folgenden Tage gelangten unsere Reisenden früh Morgens nach Bois-Tracy, dem Wohnsitz der Gräfin Arthemise de Basseterre, der Schwester des Marquis.

Wir wissen bereits, daß der Brief, von welchem man glaubte, daß ihn die Kanonissin an ihren Bruder geschrieben habe, ganz einfach von Martial fabrizirt war, damit er den nöthigen Vorwand erhalte, um Louise von ihrer Familie zu entfernen.

Der Zufall hatte gewollt, daß die Angaben des Briefes fast gänzlich mit der Wahrheit stimmten.

Die Kanonissin war in der That während der vergangenen Woche genöthigt gewesen, sich niederzulegen, und wenn auch ihre Krankheit keine verzweifelte war, so erregte sie dennoch eine lebhafte Besorgniß bei ihren Aerzten.

Sie empfand eine außerordentliche Freude über die unerwartete Ankunft ihrer Nichte, aber mit dieser Freude verband sich nicht die mindeste Ueberraschung

Louise und Suzanne, welche von Martial genau unterrichtet waren, wie sie sich zu benehmen hätten, sagten ihrerseits kein Wort, welches den Verdacht der Kanonissin hätte erwecken können, und diese letztere war überzeugt, daß Herr von Basseterre, da er nicht selbst habe kommen können, aus eignem Antriebe seine Tochter gesendet habe.

Die Gräfin Arthémise wollte in diesem Sinne einen Brief an ihren Bruder richten und bediente sich Martials als ihres Secretairs, aber der schlaue junge Mann änderte nach seinem Bedürfniß die Ausdrücke, welche eine Entdeckung seiner List hätten herbeiführen können.

Die Kanonissin unterzeichnete den Brief, ohne ihn zu lesen,

und Louise fügte noch einige Zeilen hinzu, durch welche sie ihre baldige Rückkehr anmeldete.

In der That war der Tag der Abreise bereits festgesetzt, als die Krankheit der Gräfin Arthémise sich plötzlich und unerwartet verschlimmerte.

Vergebens wurde alle Sorgfalt von Seiten der Aerzte angewandt. Die achtzigjährige Kranke verließ nach zwei Mal vierundzwanzig Stunden das Irdische, nachdem sie Louise, welche bleich und weinend vor ihrem Bette kniecte, nochmals gesegnet hatte.

Das junge Mädchen meldete die traurige Nachricht sogleich nach Paris, und nachdem sie noch dem Leichenbegängniß ihrer Tante beigewohnt hatte, kehrte sie im Trauergewande und mit zweifach blutendem Herzen selbst in das elterliche Haus zurück.

Louise's Abwesenheit, die Zeit mit inbegriffen, welche sie in dem Hause der Dame Labrador zubrachte, hatte etwas weniger, als drei Wochen gedauert . . . .

. . . .

Die Nacht senkte sich eben auf Frankreichs Hauptstadt, als die Berline in den Hof des Hôtels in der Rue Dominique fuhr.

Während sich Martial in sein Zimmer begab und in dem geheimen Schranke, den wir bereits kennen, die doppelte Erklärung der Kindmutter und die von ihm selbst aufgenommene Geburts-Bescheinigung verschloß, weinte Louise mit ihrem Vater und küßte ihre arme blinde Mutter.

Ein Bedienter pochte leise an die Thür des Herrn von Préaulx.

„Herein!“ rief der Letztgenannte. „Ach, Sie sind es, Comtois! Was wollen Sie, mein Freund?“

„Ich habe die Ehre, den Herrn zu benachrichtigen, daß in dem Vorzimmer zwei Personen sind, welche mit Ihnen zu sprechen wünschen,“ antwortete der Bediente.

„Zwei Männer?“

„Ja, mein Herr.“

„Haben sie ihre Namen genannt?“

„Nein, mein Herr, aber es scheint, als hätten sie sehr dringend mit Ihnen zu sprechen, denn seit einer Woche sind sie jeden Morgen und jeden Abend hier gewesen, um sich nach Ihnen zu erkundigen.“

Martial wurde unruhig.

„Comtois,“ sagte er, „ich bitte Sie, beschreiben Sie mir diese Männer.“

„Der Eine,“ antwortete der Bediente, „ist ziemlich in meiner Größe, seine Haare und Backenbart sind äußerst blond, fast roth; der Andere ist klein und hager; ich halte ihn für einen Engländer. Beide sehen ziemlich armselig aus.“

„Schön! Haben Sie ihnen gesagt, daß ich wieder zurück sei?“

„Ja, mein Herr. — Ich habe vielleicht Unrecht daran gethan?“

„Durchaus nicht.“

„Soll ich ihnen sagen, daß Sie heute keinen Besuch empfangen können?“

„Nein, Comtois, ich habe die beiden Herren an der Schilderung erkannt, welche Sie entworfen; es sind Schützlinge von mir, brave und würdige Männer, denen ich versprochen habe,

daß ich ihnen nützlich werden wolle. Lassen Sie dieselben sogleich eintreten."

„Ja, mein Herr."

Comtois ging.

„Verflucht!" rief Martial aus, als er allein war; „was mögen sie von mir wollen und warum kommen sie hierher? Verflucht! verflucht!"

Nach einer Minute öffnete sich die Thür von Neuem.

Trabucos und Dyck-Chester traten, eingeführt durch den Bedienten, in das Zimmer.

Um Trabucos Mund schwebte ein Lächeln.

„Dyck-Chester sah sich mißtrauisch und mürrisch um.

Martial wurde blaß und biß in seine Lippen.

Indeß wußte er seine Verlegenheit zu bemeistern und sagte mit einer schmeichelnden Stimme, welche in hohem Grade von der Aufregung abstach, die sich in seinen Zügen kund gab:

„Meine Herren, ich bin entzückt, Sie zu sehen, wirklich entzückt; setzen Sie sich, ich bitte Sie. Comtois, geben Sie Stühle her."

Der Bediente gehorchte und entfernte sich dann.

Sobald er sich entfernt hatte, eilte Martial nach der Thür, schob den Riegel vor und ließ die schweren Draperieen von Damast nieder, damit man draußen nicht hören könne, was drinnen gesprochen werde.

Darauf kehrte er zu seinen Besuchern zurück und stellte sich mit zusammengezogenen Brauen und über einander geschlagenen Armen ihnen gegenüber.

Trabucos reichte ihm die Hand.

Martial nahm die dargebotne Hand nicht an.

Er stampfte mit dem Fuße auf den Teppich und rief mit Heftigkeit aus:

„Bei allen Teufeln, meine Herren, ich glaube, daß Sie den Verstand verloren haben!“

„Den Verstand verloren!“ wiederholte Trabucos, „warum?“

„Warum?“ antwortete Martial, „weil sie vollkommen den Kopf verloren haben müssen, da Sie hierher gekommen sind.“

„Ich verstehe nicht“

Martial schulterte sich.

„Nein,“ fuhr Trabucos fort, „nein, das verstehe ich nicht. — Wir haben mit Dir zu sprechen, wir kennen Deine Adresse und kommen daher zu Dir Ich sehe nicht ein, wie darin eine Verstandeslosigkeit liegt und kann mir den Grund nicht erklären, warum Du uns so schlecht aufnimmst.“

„Konntet Ihr nicht anderswo mit mir sprechen? In der Kneipe in der Rue des Postes zum Beispiel, oder in meiner Wohnung in der Rue Mazarine?“

„Nein, denn das, was wir Dir zu sagen haben, leidet keinen Aufschub, und wir wußten nicht, wann es Dir gefallen würde, Dich an einem der beiden von Dir genannten Orte zu zeigen“

„Dann konntet Ihr wenigstens an mich schreiben und mich zu einer Zusammenkunft einladen“

„Wozu schreiben, wenn man so leicht sprechen kann; wir sind gekommen, wir sind hier und durch nichts kann es ungeschehen gemacht werden, daß wir hier sind; gib daher diese finstere und sauertöpfische Miene auf, welche Dich nicht im Mindesten kleidet, und werde wieder artig; gib uns Taback, damit wir unsere Pfeifen stopfen können, oder auch Cigarren, wenn

Du diese vorziehst. Setze Dich, ohne ferner an den Nägeln zu kauen, und laß uns, wie ein Freundes-Kleeblatt, mit einander sprechen."

„Aber — können wir denn die Unterhaltung nicht verschieben — späterhin?" —

„Unmöglich!" antwortete Trabucos, „sie muß sofort stattfinden!"

An der Art und Weise, wie diese letzten Worte ausgesprochen wurden, erkannte Martial, daß er jetzt von seinem Genossen beherrscht werde.

Er senkte den Kopf und setzte sich, während Trabucos ihn mit den Augen einer Katze betrachtete, welche eine Maus zwischen ihren Pfoten hält und sich an deren Angst weidet, bevor sie ihr das Genick abbeißt. Dyck-Chester aber brummte unwillig, ungeachtet des brittischen Phlegma seiner leidenschaftslosen Physiognomie.

„Was gibt es?" fragte endlich Herr von Préaulx; „sagen Sie an, ich höre zu."

„Wie mir scheint," nahm Trabucos wieder das Wort, ohne auf jene hastig ausgesprochenen Fragen zu antworten, „so haben wir Dich kaum erst um Taback oder Cigarren gebeten. Könntest Du dem noch einige Gläschen feinen Liqueur hinzufügen, so würdest Du uns sehr verbinden."

„Ihr werdet hier nicht rauchen," antwortete Martial barsch.

„Schau nur! und warum nicht?"

„Weil Ihr nicht in der Kneipe seid, sondern in dem Hôtel des Marquis von Basseterre."

„Du hast Recht, aber zu trinken wird man —"

„Wenn Euch dürstet, so kann ich Euch nur Wasser anbieten.“

„Das nenne ich Gastfreundschaft! Du wirst Dich nicht zu Grunde richten, mein Lieber, während Du Deine Freunde bewirtest! — Nun, es mag sein, denn wir sind weder zum Rauchen, noch zum Schlemmen gekommen, auch nicht einmal, wie ich ohne Umstände bekenne, um uns nach Deiner werthen Gesundheit zu erkundigen. Daher steuere ich ohne Umschweife auf die Sache los, welche uns hierher führt.“

„Endlich!“ murmelte Martial.

Trabucos lehnte sich in seinem Armstuhle zurück, strich seinen rothen Backenbart und begann, indem er den Ton eines Mannes annahm, der von den Neuigkeiten des Tages sprechen oder kannegießern will: „Wir kennen uns nicht seit heute erst, mein sehr Lieber, und wenn Dein Geständniß ein treues ist, so wirst Du Dich erinnern, wie wir in minder glücklichen Zeiten auf gewandte Art Geschäfte in Uhren und Taschentüchern machten. — Du wirst das Alles nicht vergessen haben, gelt?“

Martial nickte bejahend mit dem Kopfe.

Trabucos fuhr fort:

„Aus jenen Zeiten schreibt sich unsere innige und treue Freundschaft her; ich war Dein Pylades, o Fabuleur! denn Du nanntest Dich damals Fabuleur, oder ließest Dich wenigstens so nennen, und ich kannte Dein glänzendes Pseudonym Martial von Préaulx noch nicht, welches Dich heutigen Tags schmückt. Etwas später wurden wir, geleitet, wie alle rechtschaffenen Leute von unserm demokratischen Instinkt, eifrige Sansculotten; wir hielten Reden in den Clubs und in den Sectionen, und ernte-

ten den Ruhm, mindestens ein halbes Dutzend Mal das Vaterland gerettet zu haben.

„Da verschwandest Du eines Tages.

„Das Gerücht verbreitete sich, das National-Barbiermesser habe Dir gratis den Bart abgenommen.

„Das wunderte mich gar nicht, aber, so wahr ich Trabucos heiße, ich bedauerte Dich und widmete Deinen Manen etwelche Zähren.

„Nun denke Dir meine Freude und meine Ueberraschung, als ich Dich vor wenigen Monaten eines Morgens in der Schenkstube zum **Chien coiffé** traf.

„Als Du mich an Deine Brust drücktest, muß Dir das Pochen meines Herzens meine Gefühle verrathen haben.

„Du sagtest mir, daß Du auf Reisen gewesen seiest, gabst mir Deine Adresse, in der Rue Mazarine, unter Deinem *alten* Namen Fabuleux, und öffnetest mir als guter Kamerad Deine Börse.

„Ich griff ohne Bedenken in dieselbe, denn anbetrachts unserer Antecedentien, sah ich Dein Eigenthum als das meinige an und glaubte, daß fortan Alles zwischen uns gemeinschaftlich sein würde.

„Was ich aber damals glaubte, das glaube ich jetzt mehr, als je.

„Nun ist aber Deine Stellung eine glänzende, Du bist Edelmann, wie es scheint, Du hast Deinen Fuß in ein prachtvolles Haus gesetzt, Du bist Hähnchen im Korbe bei der einzigen Tochter eines alten Marquis, der Millionen besitzt, bei einer reizenden Person, welche Du an geheimnißvolle Orte führst, damit sie in aller Bequemlichkeit —"

Martial schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„O! leugne nicht," fuhr Trabucos fort, „denn Solches würde vollkommen unnütz sein; ich habe Dich verfolgen lassen, mein guter Freund, und bin von Allem so genau unterrichtet, wie Madame Labrador in der Allée de la Santé. — Was sagst Du nun?"

Herr von Préaulx war gleichsam zu Boden geschmettert.

Trabucos fuhr fort, ohne daß er Martials steigende Unruhe zu bemerken schien.

„Ich wiederhole es, Deine Stellung ist eine glänzende, und Du hast die Aussicht, eines schönen Tages durch eine gute Heirath einer der größten Capitalisten in Paris zu werden. Das ist herrlich für Dich und herrlich für uns, die wir die schöne Lage, in welcher Du Dich befindest, zu benutzen gedenken. Das heißt, mit bestimmteren Worten: wir Beide, ich, der ich Dir mit Leib und Seele ergeben bin, und Dyck-Chester, den ich in meinen Schutz genommen habe, beabsichtigen, uns von den Geschäften zurückzuziehen, und Deine Güte wird uns das möglich machen "

„Ich verstehe nicht —" murmelte Martial.

„Ei, Du verstehst wohl! Du verstehst sogar auf das Vortrefflichste! Dennoch will ich mich noch bestimmter ausdrücken: Du wirst uns zu Kapitalisten machen, daß wir als anständige Bürger leben und in unserer glücklichen Muße das bukolische Billard, das patriarchale Domino cultiviren können; Du wirst uns von Zeit zu Zeit zu einem feinen, mit Champagner benetzten Diner im Cadran-Bleu einladen, und es dabei an hübschen Mädchen und dem übrigen Zubehör nicht fehlen lassen."

Trabucos schwieg.

„Ist das Alles?“ fragte Martial.

„So ziemlich.“

„Wollt Ihr Geld haben?“

„Ja.“

„Ich habe keins.“

„Suche, so wirst Du finden.“

„Wo?“

„Das geht uns nichts an; das ist Deine Sache.“

„Wenn ich aber keins finden kann?“

„Das würde die Sache ändern.“

„Was würdet Ihr thun?“

„Wir würden Fräulein von Basseterre, Deine Geliebte, um Geld angehen.“

„Und wenn sie eben so wenig etwas hätte?“

„So würden wir uns an den alten Marquis wenden, der wird schon Geld haben.“

„Ihr seid vollkommen entschlossen, das zu thun, was Du sagst?“

„O! vollkommen?“

„Also mit Vorbedacht und um einer lumpigen Summe willen wolltet Ihr ein junges Mädchen verderben, es in den Augen des Vaters entehren?“

Statt aller Antwort summte Trabucos:

„So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage
Zur schönsten Sauf-Compagnie.

„Habt Ihr denn gar kein Herz?“ fuhr Herr von Préaulx fort.

„Und Du?“ fragte schnell Trabucos, indem er auf Martial

einen so festen Blick richtete, daß dieser gezwungen war, seine Augen niederzuschlagen, ohne antworten zu können.

„Laß uns ein Ende machen," fuhr der unbequeme Verbrechens-Genosse fort. „Wir sind als Freunde gekommen, Dir einen Vergleich vorzuschlagen; von Deiner Wahl hängt es ab, ob wir uns als Freunde, oder als Feinde trennen sollen. Nicht wahr, Dyck-Chester?"

„Ja!" brummte der Engländer. „Das hängt von ihm ab."

„So überlege und entscheide Dich."

Während Trabucos diese letzten Worte sagte, hatten die Züge des Herrn von Préaulx einen veränderten Ausdruck angenommen.

Finster und zusammengezogen anfangs, hatten sie sich plötzlich erheitert und waren lächelnd geworden.

„Meiner Treu!" sagte er schnell und nachlässig, „Ihr seid als Freunde gekommen, das ist wahr, und werdet auch als Freunde gehen. Es soll Niemand sagen, daß mein treuer Trabucos vergebens auf seinen alten Kamerad Fabuleux gerechnet habe."

„Schau! schau! schau!" murmelte Dyck-Chester; „God damn! der Wind hat sich gewendet!"

„Ist das Dein Ernst?" fragte Trabucos mit einem Rest von Mißtrauen.

„Wahrhaftig! es ist mein Ernst!" antwortete Martial lachend. „Eines Theils bin ich von Haus aus geneigt, Euch gefällig zu sein, und andern Theils besitzt Ihr eine gewisse Methode, welche keine abschlägliche Antwort zuläßt."

„Verdammt!" rief Trabucos aus, „meine Methode ist vielleicht etwas derb, aber sie kommt aus dem Herzen."

„Ach! laß mir die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß es bei mir keiner Drohungen bedurft haben würde, sondern ich stets geneigt gewesen bin, freiwillig und von Herzen Alles zu thun.“

„Du hast Dich aber dennoch erst ein Wenig bei den Ohren zupfen lassen.“

„Um meinen Zugeständnissen einen desto größern Werth zu verleihen.“

„Es sei! Ich will Dir glauben und schenke Dir meine Achtung wieder. Hier ist meine Hand.“

„Ich drücke sie mit Freuden. Trabucos“

„Nun wollen wir auf unsere Geschäfte übergehen.“

„Sehr angenehm. Verfügt über mich, aber erlaubt mir noch eine Bitte.“

„Und die lautet?“

„Daß Ihr bei Euern Anforderungen für den Augenblick mit einiger Mäßigung verfahrt. Bedenkt, daß ich noch nicht verheirathet bin, und daß wir keine Unklugheiten begehen dürfen, wenn Ihr späterhin einen prachtvollen Kuchen mit mir theilen wollt.“

„Was Du da sagst, ist sehr vernünftig und wir werden uns auch für den Augenblick mit etwas Geringem begnügen.“

„Was nennt Ihr etwas Geringes?“

„Ach! eine Lumperei!“

„Nun?“

„Etwa tausend Franken monatlich für einen Jeden von uns bis zu dem Tage Deiner Verheirathung. Das ist doch gewiß eine bescheidene Anforderung.“

„Eine sehr bescheidene.“

„Nach dem „Ich traue Euch!“ werden wir dann ein neues Uebereinkommen auf breiterer Basis treffen. Wie hoch beläuft sich das Vermögen Deines Schwiegervaters?“

„Er hat jährlich hundert und zwanzigtausend Livres zu verzehren.“

„Ein hübsches Taschengeld!“

„Allerdings! und Ihr werdet Euern guten Antheil davon bekommen, meine Freunde.“

„Das hoffen wir! Da wir nun so weit mit einander einig sind, so wollen wir Dich verlassen, - das heißt: sobald Du uns die Pension für den ersten Monat ausgezahlt haben wirst, denn ich muß Dir gestehen, daß wir, der brave Dyck-Chester und ich, für den Augenblick in sehr großer Verlegenheit sind.“

Martial nahm aus einem Schubkasten ein Bankbillet von fünfhundert Franken und überreichte es Trabucos, indem er sagte:

„Ich habe im Augenblick nur das hier im Vermögen. Nehmt es hin und theilt es Euch für heute Abend in die Kleinigkeit. Morgen werde ich Euch den Rest zahlen.“

„Morgen?“

„Ja.“

„Hier?“

„Nein, und ich hoffe, daß Ihr mir die Gefälligkeit erweisen werdet, nie wieder einen Fuß in dieses Hôtel zu setzen.“

„Wo werden wir Dich aber sehen?“

„In meiner Wohnung in der Rue Mazarine. Ich lade Euch dorthin zum Abendessen auf morgen ein.“

„Abgemacht“

„Ich werde Punkt neun Uhr dort sein.“

„Wir werden Dich nicht warten lassen. Vor allen Dingen vergiß die funfzehnhundert Franken nicht.“

„Sei unbesorgt.“

„Also auf morgen!“

„Auf morgen, meine trefflichen Freunde!“

Martial zog den Riegel zurück, welchen er vorgeschoben hatte, bewegte dann eine kleine Glocke und sagte zu dem Bedienten, welcher herbei eilte:

„Comtois, begleiten Sie diese Herren.“

Trabucos und Dyck-Chester verneigten sich auf das Demüthigste und verließen das Zimmer.

Das Abendessen.

Als Martial wieder allein war, stützte er für einige Augenblicke seine Ellbogen auf den Tisch, vor welchem er saß, und legte den Kopf auf seine Hände.

Dann erhob er sich und schritt auf heftige und rasche Weise im Zimmer auf und ab, wie ein wildes Thier, welches in eine tiefe Grube gestürzt ist und einen Ausweg aus derselben sucht.

Dabei sprach er in abgebrochenen Sätzen mit leiser und keuchender Stimme:

„O! wenn ich an einen Gott glaubte, so würde ich meinen, daß Gott mich strafte!

„Ich hatte fast den Hafen erreicht — ich landete schon — da taucht vor mir eine Klippe empor!

„O! diese Menschen! — diese Menschen!

„Ich bin in ihrer Gewalt — ich gehöre ihnen — sie können mich verderben — sie werden mich verderben!

„Ja, sie werden mich verderben, denn der Tag wird kommen, da ich ihre Anforderungen nicht mehr werde befriedigen können, denn ihre Anforderungen werden immer größer und endlos erneuert werden!

„Sie werden mich verderben — vielleicht ohne es zu wollen!

„Reicht nicht in der That ein Wort hin — ein einziges Wort, ein im Rausche ausgesprochenes Wort, um meine Zukunftsträume zu vernichten und mich in den Bagno zu senden?

„Und ich bin an diese Kette gefesselt!

„Wie soll ich sie zerbrechen?

„Was soll ich thun?

„Wozu soll ich mich entschließen?" . . . .

Martial ging immer hastiger.

Er rang seine Hände und große Schweißtropfen traten vor seine Stirn.

Da blieb er plötzlich stehen und schien ruhig zu werden.

„Es bleibt mir nur ein Weg möglich!" sagte er.

„Mein Spiel ist ein schlimmes geworden, aber noch kann ich es gewinnen!

„Es ist nöthig, daß ich weder verzweifle, noch den Kopf verliere.

„Ich muß handeln.

„Und ich werde handeln!" . . . .

Am folgenden Abende war Herr von Préaulx lange vor der mit Trabucos und Dyck-Chester verabredeten Stunde in seiner Wohnung in der Rue Mazarine.

Ein Tischtuch von blendender Weiße deckte den lahmen Tisch, welchen wir als einen Theil des Mobiliars kennen gelernt haben, und von welchem die Pfeifen und Karten hinweggeräumt waren, die ihn gewöhnlich bedeckten.

Der Vater André, dieser wackere Portier, dessen Eifer und Zuvorkommenheit gegen seinen geheimnißvollen Miethsmann wir

bereits kennen gelernt haben, war mit allen Einkäufen betraut gewesen.

Und wir müssen gestehen, um seinem Zartgefühl die geziemende Huldigung darzubringen, daß er nicht mehr als funfzig Procent von der Totalsumme seiner gastronomischen Einkäufe in seine Tasche gesteckt hatte.

Es gibt viele Köche in guten Häusern, welche mit geringerer Bescheidenheit in Bezug auf ihre Marktpfennige verfahren.

Eine Gänseleber-Pastete stand triumphirend in der Mitte des Tisches.

Ein gekochter Schinken und kaltes Geflügel zeigten sich zu beiden Seiten der Hauptschüssel.

Drei symmetrisch aufgestellte Gedecke warteten der drei Gäste.

Neben jedem Teller stand ein halbes Dutzend Gläser von verschiedener Größe

Auf der Commode sah man eine furchtbare Reihe Flaschen vom ehrwürdigsten Aussehen. Zwei Packete Cigarren verhießen nach dem Mahle die angenehmen Düfte der Havannah.

Die Wachskerzen von vier Leuchtern, welche Vater André dargeliehen hatte, beleuchteten auf lustige Weise den Festapparat. Im Kamine brannte ein wärmendes Feuer.

Kurz, das häßliche Zimmer, welches wir bereits weiter oben beschrieben haben, sah dieses Mal festlich aus, so daß man am heutigen Abende die schreckliche Nacktheit der feuchten, mit einer fettigen und zerfetzten Papiertapete bekleideten Wände übersehen konnte.

„Musjeh bedarf meiner kleinen Dienste nicht weiter?“ fragte

der Portier, nachdem er noch einen letzten Blick auf die schöne Anordnung des Fest-Apparats geworfen hatte.

„Nein, Vater André, kehren Sie in Ihre Loge zurück und lassen Sie Herrn Trabucos, den Sie kennen und der mit noch einem andern Herrn kommen wird, sofort unbehindert die Treppe hinansteigen."

„Schon gut, Musjeh, schon gut!"

Und Vater André kehrte in seine Loge zurück und nahm die alterthümliche Hose wieder zur Hand, deren Ausbesserung er hatte unterbrechen müssen.

Martial verschloß vorsichtig hinter ihm die Thür des Vorzimmers und kehrte dann in das Schlafzimmer zurück, welches heute als Speisesaal diente

„An das Werk!" rief er sich zu.

Unter den Flaschen, welche auf der Commode standen, war eine, die eine ziemlich bizarre Form hatte.

Es war eine kleine dünne Flasche von fast weißem Glase, mit einem Stöpfel von ungewöhnlicher Länge und einer Etikette, auf welcher man mit goldenen Lettern den berühmten Namen Johannisberger las.

Martial entkorkte diese Flasche mit ungemeiner Vorsicht, so daß er so wenig wie möglich das Wappen verletzte, welches auf den versiegelten Kork gedrückt war.

Als dieses geschehen war, goß er von dem köstlichen Inhalt der Flasche etwa zwei Finger breit aus.

Dann zog er ein sehr kleines Flacon aus seiner Tasche, welches hermetisch verschlossen war.

Dieses mit blauem Papier umklebte Flacon war mit einer

schmalen Etikette versehen, auf welcher mit Bleistift geschrieben das unheimliche Wort „Blausäure“ stand.

Mit dem Inhalt dieses Flacons füllte Martial die Flasche des Rheinweins wieder voll, steckte den Stöpfel wieder auf dieselbe und besserte mit Hülfe eines glühend gemachten Messers die Verletzungen des Siegels so geschickt aus, daß es nicht möglich war, an der jungfräulichen Unberührtheit der Flasche zu zweifeln.

Des Gelingens seines Planes sicher, zündete Martial nun eine Cigarre an, setzte sich neben den Kamin, schlug seine Beine über einander und wartete.

Er hatte nicht nöthig, lange zu warten.

Es wurde zwei Mal auf eigenthümliche Weise an die Thür des Vorzimmers gepocht und ihm dadurch die Gewißheit gegeben, daß seine Gäste angelangt wären.

Er eilte, ihnen zu öffnen und empfing sie auf die freundlichste Weise.

„Sapperment!“ rief Trabucos aus, der einige Redensarten aus dem Musenalmanach gemerkt hatte. „Sapperment! Lucullus speist bei Lucullus! Fabuleux, ich bin mit Dir zufrieden! Du hast Alles wohl eingerichtet und empfängst uns, wie ich gestehen muß, heute auf anständigere Weise, als gestern.“

„Natürlich! weil ich heute zu Hause bin!“ antwortete Martial. „Wartet nur, bis ich erst im Hôtel Basseterre zu Hause bin, und ich werde Euch dann auf ganz andere Weise bewirthen!“

„Wenn ich nur daran denke, läuft mir schon das Wasser im Munde zusammen! Wahrhaftig! Junge, Du verstehst zu leben, und ich würde meine Achtung auf Dich übertragen, wenn

Du dieselbe nicht bereits hättest! Nicht wahr, er besitzt unsere Achtung, Dyck-Chester?"

„Er besitzt sie," antwortete der Engländer.

„Laß sehen," fuhr dann Trabucos fort; „hast Du unser Geld mitgebracht? Denn gute Zahlung macht gute Freunde!"

„Allerdings habe ich das Geld mitgebracht."

„Dann gib es uns sofort, denn wenn wir erst trunken sind, möchten wir vergessen, es von Dir zu verlangen."

„Hier ist es," antwortete Martial; „ich habe die Summe in Gold mitgebracht, weil dieses besser zu tragen ist."

„Daran hast Du recht gethan, denn ich liebe das Gold! Man gewinnt daran noch beim Wechseln."

Martial legte eine Handvoll Doppellouis auf den Tisch.

„Ich habe richtig gezählt," sagte er, „seht nach."

Trabucos und Dyck-Chester griffen hastig nach dem edlen Metall und ließen es schnell in ihren weiten Taschen verschwinden.

Während Martial sah, wie gierig seine Genossen über ihre Beute herfielen, blieb er ganz ruhig, aber aus seinen Augen leuchtete ein düsteres und grausames Feuer.

„Für einen Monat haben wir also unser Geld bekommen," sagte Trabucos; „nun, zu Tische!"

„Zu Tische!" wiederholte Martial.

Die drei Genossen setzten sich, und Dyck-Chester bewaffnete sich mit einem langen Messer, um die Gänseleber-Pastete zu zerlegen, während Trabucos die erste Flasche Wein entkorkte . .

. . . .

Das Abendessen hatte bereits zwei Stunden gedauert.

Eine große Menge geleerter Flaschen stand in der Stub umher.

Man hatte tapfer gezecht.

Wenn Martial und seine Gäste nicht vollständig berausch waren, so deutete doch ihre in Unordnung gerathene Toilette ihre nachlässige Haltung, das Excentrische ihrer Worte und Geberden darauf, daß nicht viel am vollkommensten Rausche fehlte

Dyck-Chester mochte wahrscheinlich denken, er sei auf der Rennbahnen von Epsom oder New-Market, denn er stieß di Beine seines Stuhles mit den Absätzen seiner Stiefel und schri dabei aus vollem Halse:

„Hopp! he! hopp! Hamlet! hop! **my dear!** hop! — he hopp!

Trabucos sang mit halb geschlossenen Augen den alten Sing sang der Revolution:

Ça ira,
Ça ira,
Ça ira,
Les aristocrat's à la lanterne!
Ça ira,
Ça ira,
Ça ira,
Les aristocrat's on les pendra!!

Was Martial betraf, so schien er ganz und gar von eine wichtigen Arbeit in Anspruch genommen, welche darin bestand daß er einen langen Stöpfel in eine endlose Anzahl dünne Scheibchen zerschnitt.

Plötzlich unterbrach Trabucos seinen Gesang und sagte:

„Fabuleux — mein Freund Fabuleux — gib mir zu trinken — mich dürstet!“

„Mich dürstet auch!“ fügte Dyck-Chester wie ein Echo hinzu.

„Ach! Euch dürstet?“ fragte Martial.

„Zum Verschmachten!“ antworteten die beiden Andern zu gleicher Zeit.

„Nun! — Kinder! — Ihr sollt zu trinken haben, und zwar etwas Ausgezeichnetes. — Dann aber werdet Ihr Euerm Freunde danken, denn er hat das Beste für das Ende aufbewahrt.“

„Es lebe Fabuleux!“ rief Trabucos; „er hat sich um das Vaterland wohl verdient gemacht — ich verlange, daß ihm eine Dankadresse votirt werde! — und bewillige sie ihm mit — mit — mit Stimmen-Einheit!“

Martial erhob sich und erreichte die Commode unter einem Taumeln, welches ein aufmerksamer und kaltblütiger Beobachter vielleicht als ein übertriebenes erkannt haben würde. Er nahm die Flasche Johannisberger, welche noch allein dastand, und kehrte an seinen Platz zurück.

„Was ist das?“ fragte Trabucos.

„Rheinwein, weiter nichts!“ antwortete Martial.

„Den kenne ich nur dem Namen nach, aber es wird mir angenehm sein, die nähere Bekanntschaft desselben zu machen. — Er ist also gut?“

„Gegen dieses Naß war der selige Nektar nur ein Krätzer!“

„Dann brich ihr den Hals und schenk ein!“

„Entstöpfeln selbst! — ich sehe Alles doppelt!“

„Er ist trunken!“ rief Trabucos lachend und ergriff die Flasche, welche ihm Martial hinreichte; „o! er ist trunken! Es

lebe die Republik, die einige und untheilbare! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit bis zum Tode!"

Unter fortwährendem Schreien gelang es Trabucos nach langer Mühe, den widerspenstigen Stöpfel hervorzuziehen.

„Vivat!" rief er und füllte drei Gläser bis an den Rand.

„Wir wollen auf das Gelingen meiner Pläne trinken!" sagte Martial mit veränderter Stimme, und indem er vergebens Ruhe zu erzwingen suchte.

„Recht so! Auf Deine Hochzeit!"

Die drei Gläser wurden zu gleicher Zeit erhoben und trafen klingend gegen einander.

Martials Hand zitterte heftig.

„Aus!" rief er.

Trabucos führte das Getränk, welches klar und goldig aussah, wie geschmolzenes Ambra, unter seine Nase, um die Blume desselben zu genießen.

Dyck-Chester leerte dagegen mit einem Zuge sein Glas.

Plötzlich stieß er einen heisern Schrei aus.

Seine Augen rollten wild in ihren Höhlen.

Seine Finger griffen krampfhaft nach seiner rauhbehaarten Brust.

Dann stürzte er, wie vom Schlage getroffen, auf den Boden nieder.

Trabucos wurde bei dem Anblick dieses furchtbaren Schauspiels mit einem Male nüchtern.

Er blickte Martial an. Dieser war bleich, zitterte und athmete kaum. Das war genug für Trabucos. Er errieth und begriff Alles.

Mit einem Sprunge stand er neben dem Herrn von Pré-

aulx, der sich auf diesen plötzlichen Angriff nicht vorbereitet hatte. Mit seinen beiden Händen ergriff er denselben bei der Gurgel und rief ihm zu:

„Es ist Gift, nicht wahr?"

„Nein, nein, nein!" stammelte Martial, der schon röchelte in Folge des Druckes an seiner Kehle.

„Kannst Du das beschwören?"

„Ja."

„Dann nimm dieses Glas und trink es aus."

„Nimmer."

„Also ist es doch Gift? Du gestehst es ein?"

„Nein."

„So trink!"

Martial, der in Folge des würgenden Druckes von Trabucos' Hand bereits nicht mehr sprechen konnte, machte ein ablehnendes Zeichen.

Da nahm Trabucos mit seiner Rechten ein catalonisches Messer von dem Tische und setzte die scharfe Spitze desselben auf die Brust des Herrn von Préaulx, den er noch immer mit der Linken bei seiner Kehle festhielt.

„Ich werde bis Drei zählen," sagte er; „wenn ich Drei gesagt habe und Du hast noch nicht getrunken, so steche ich zu!"

Martial wollte sich wehren, aber Trabucos' Hand hielt ihn fest, wie ein Schraubstock.

„Eins!" zählte dieser.

„Gnade!" flehete Martial.

Trabucos schulterte sich und zeigte mit seinen Augen nach dem leblosen Körper Dyck-Chesters. Er wartete etwa eine Secunde und zählte dann weiter:

„Zwei!"

„Gnade!" rief Herr von Préaulx, indem er sich wie eine Schlange wand.

Trabucos schien ihn nicht einmal zu hören. Er sagte:

„Drei!"

Und das catalonische Messer drang mindestens einen Zoll tief in Martials Brust ein.

„Ich werde trinken!" heulte dieser Letztere.

„So trink doch!" antwortete Trabucos und reichte seinem feigen Genossen, der vor Angst und Schmerz den Verstand verlor, das Glas.

„Gnade!" wollte noch ein Mal Herr von Préaulx wiederholen.

Aber die scharfe Spitze drang tiefer in sein zuckendes Fleisch.

Er schloß die Augen und trank. . . . .

. . . .

„Meiner Treu!" sagte Trabucos, indem er Martials Uhr und Börse an sich nahm, so wie auch das Gold, welches sich in Dyck-Chesters Tasche befand; „man muß gestehen, daß ich auf ungemein glückliche Weise dem Tode entronnen bin! Wer hätte das je gedacht, und noch dazu von einem Kameraden! Ach! Treue und Glauben ist in unsern Tagen verschwunden, und die Menschen werden zu Teufeln! Auf wen soll man sich noch verlassen, da selbst die Freunde Einem solche Streiche spielen! O, mein Gott, wem soll man noch trauen! wem!"

Dann verließ er das Zimmer, in welchem Wein und Blut geflossen waren, und die Leichen zweier Kameraden lagen. Er stieg die finstere Treppe hinab und eilte aus dem Hause, nachdem er dem Vater André noch zugerufen hatte:

„Sie sind trunken für vierzigtausend Mann und schlafen da oben, wie Glückselige! Wecken Sie die Leutchen nicht auf!“

Ende vom Anfang.

Am Tage nach den Ereignissen, welche wir eben erzählt haben, und in dem Augenblick, als die Roccoco-Pendule in dem kleinen Salon, in welchen wir die Leser zuerst einführten, die zweite Stunde des Nachmittags verkündete, ging Herr von Basseterre, der für heute von seinen Gichtanfällen verschont war, in seinem Salon auf und ab, während er in jeder Minute unzweideutige Beweise der Ungeduld gab. Endlich blieb er vor dem runden Tische stehen, ergriff seine silberne Pfeife und näherte sie seinem Munde.

Ein Bedienter trat ein.

„Ist Herr von Préaulx endlich nach Hause gekommen?" fragte der Greis.

„Nein, Herr Marquis," antwortete der Bediente.

„Und Du weißt gewiß, daß er schon am gestrigen Abende das Hôtel verlassen hat?"

„Ja, Herr Marquis."

„Und daß er seitdem nicht wieder im Hôtel gewesen ist?"

„Ja, Herr Marquis, ganz gewiß."

„Das ist wunderbar! — Gehe und befiehl, daß Martial sogleich zu mir gesandt werde, wenn er zurückkommt."

„Ja, Herr Marquis."

Der Bediente verließ den Salon und Herr von Basseterre fuhr fort, auf und ab zu gehen, indem er sagte:

„Schon gestern gegangen! und noch nicht zurückgekehrt! Ich zittere, ohne zu wissen, warum. — Es ist mir, als ahnte ich ein Unglück."

Nach etwa fünf Minuten zeigte sich der Bediente von Neuem.

„Nun?" fragte der Marquis rasch; „hat man ihn gesehen?"

„Nein, Herr Marquis!"

„Was willst Du denn?"

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Marquis die angekommenen Briefe zu überreichen."

In der That hielt der Bediente einen silbernen Teller in der Hand, auf welchem mehre Briefe lagen.

Herr von Basseterre setzte sich, nahm die Briefe und blickte zerstreut die Adressen an, ohne daß er sich die Mühe gab, ein Siegel zu erbrechen.

Die Adresse eines dieser Briefe zog indeß seine Aufmerksamkeit auf sich.

Dieser Brief war auf gewöhnliches graues Schreibpapier geschrieben, und die offenbar mit verstellter Handschrift niedergeschriebene Adresse lautete:

„An Fräulein von Basseterre,
im Hôtel des Herrn Marquis von Basseterre,
Rue-Dominique
in
Paris."

Weiter unten stand mit großen Buchstaben:

„Nur zu Händen des Fräulein von Basseterre selbst.
Um schnelle Uebergabe wird dringend gebeten."

Der Brief roch ungemein stark nach Taback.

„Wer kann denn einen so schmutzigen und stinkenden Wisch an meine Tochter schreiben?"

Nachdem er eine Minute nachgedacht hatte, fuhr er fort:

„Ohne Zweifel ein verschämter Armer, der um ein Almosen bittet — dessen Bitte gewiß nicht abgeschlagen werden wird. — Ich will doch an dem guten Werke meines lieben Kindes auch meinen Antheil haben —"

Mit diesen Worten brach der Marquis das große rothe Siegel, welches keinen Abdruck eines Petschafts zeigte.

Kaum hatte er aber einige Zeilen des Briefes durchflogen, als sich der Ausdruck des Schreckens und Grausens in seinen Zügen verrieth.

Er las schnell weiter.

Als er mit der Lesung zu Ende war, fuhr er mit der Hand über seine Stirn, als wollte er eine schreckliche Erscheinung verbannen.

Seine Augen schienen in jeder Minute größer zu werden.

Er las nochmals, Zeile für Zeile, Wort für Wort, den Brief.

„O!" murmelte er mit ersterbender Stimme, „das ist nicht wahr! — Mein Gott! sei mir gnädig!"

Er erhob sich und wollte gehen, aber seine Beine wankten unter ihm und der Brief entfiel seinen Händen.

Eine violette Färbung überzog schnell seinen Hals, sein Gesicht und seine Stirn.

Sein Mund verzog sich auf eine schreckliche Weise und seine Augen schienen sich zu verschleiern.

Er breitete seine Arme aus, griff mit den Händen in die Luft, suchte einen Stützpunkt und konnte keinen finden.

Dann sank er um und fiel seiner ganzen Länge nach auf den Boden nieder, indem er den runden Tisch mit sich niederriß. . . . .

Der Marquis Froid-Mantel von Basseterre, ein biederer Edelmann und der Letzte seines Geschlechts in männlicher Linie, war einem plötzlichen Schlagfluß erlegen . . . .

. . . .

Folgendes war der Inhalt des Briefes, den Louise wenige Augenblicke nach der Katastrophe neben dem Leichnam ihres Vaters fand:

„Mein Fräulein!

Sie werden gebeten, sich morgen, genau um 12 Uhr Mittags, in dem Garten der Tuilerieen einzufinden.

Wenn Sie in die Allée des Feuillants kommen, werden Sie neben dem dritten Baume links einen armselig gekleideten Mann sehen, der mit den Worten an Sie treten wird:

„Haben Sie Mitleid mit einem armen Greise."

Sie werden diesem Manne sechs Bankbillets, jedes zu tausend Franken, in die Hand drücken.

Wenn Sie nicht gehorchen, mein Fräulein, wenn Sie die Bitte oder vielmehr den Befehl, welchen Sie hiermit erhalten, nicht erfüllen, so wird Morgen, noch ehe der Abend graut, der Herr Marquis, Ihr Vater, erfahren, daß Sie seit einem Jahre die Geliebte eines elenden Diebes sind, der sich vorgenommen hatte, Sie unter dem Namen Martial von Préaulx zu heira=

then, und von welchen Sie ein Kind haben, dessen Sie vor zehn Tagen in dem Hause der Kindmutter Madame Labrador, Allée de la Santé Nr. 2. in Paris, genesen sind.

Wenn Sie dagegen obige sechstausend Livres zahlen, so werden Sie nie wieder ein Wort von dem Urheber dieses Briefes hören, das schwört Ihnen derselbe zu, so wahr er ein ehrlicher Mann ist.

Es würde überflüssig sein, wollten Sie die Polizei in Kenntniß setzen oder mit Begleitung an den bezeichneten Ort kommen, denn eines theils würden Sie Niemand treffen, und andern theils würden Sie schnell von einer unvermeidlichen Rache erreicht werden."

Als das unglückliche junge Mädchen diese Zeilen gelesen hatte, bemächtigte sich ihrer ein schrecklicher, aber nur zu sehr gerechtfertigter Gedanke.

Sie klagte sich an, daß sie die Mörderin ihres Vaters sei, und da sie ihr unfreiwilliges Verbrechen nicht überleben wollte, so versuchte sie, ihren Kopf an den Wänden des Zimmers zu zerschmettern.

Man trug sie bewußtlos hinweg, denn sie hatte sich den ersten Stoß mit einer solchen Heftigkeit versetzt, daß sie sofort ohnmächtig geworden war.

Als sie ihre Sinne wieder erlangte, war sie von den Phantasieen eines hitzigen Gehirn-Fiebers befangen.

Sechs Wochen lang verzweifelten die Aerzte an ihrer Wiederherstellung.

Endlich siegten ihre gute Constitution und die Kraft ihrer Jugend über die Fortschritte der Krankheit.

Louise war außer Gefahr und gewann mit dem Bewußtsein

ihres Daseins die Erinnerung an die Vergangenheit und das Gefühl des Schmerzes wieder.

Sie fragte nach ihrer Mutter.

Man beantwortete ihre Frage nur mit stummen Thränen.

Sie war Waise! Waise und allein in der Welt! . . . .

. . . .

Siebzehn Jahre nach dem Zeitpunkte, in welchem unsere Einleitung begann, das heißt im Jahre 1820, fand in dem Hôtel Basseterre eine große Umwälzung und großer Lärm statt.

Zahlreiche Handwerker arbeiteten ohne Unterlaß. Einige errichteten Scheidewände, andere stellten Verbindungsthüren her, noch andere brachten lange Reihen von Betten in den prachtvollen Salons an, welche in Schlafsäle umgewandelt wurden.

Fräulein von Basseterre wollte durch fortwährende und großartige Buße den einzigen Fehltritt ihres Lebens sühnen. Daher hatte sie seit sechszehn Jahren nicht ein einziges Mal ihr Hôtel verlassen.

Sie hatte in ihrer Einsamkeit und unter steten Andachtsübungen das Leben einer Heiligen geführt und sich ein rührendes Märtyrthum auferlegt.

Die Gesammtsumme ihrer bedeutenden Einkünfte hatte sie zur Unterstützung der Armuth und des Unglücks verwandt.

Ihr Name war das Synonym der Güte, des Mitleids, der christlichen Liebe geworden.

Und dennoch glaubte das edle Fräulein noch nicht genug gethan zu haben. Sie verglich ihre Buße mit ihrem Verbrechen und hoffte kaum, daß sich je ihr Gewissen beruhigen werde.

Während des ersten Jahres nach dem Tode des Marquis

und dem Verschwinden Martials hatte Louise alle möglichen Schritte gethan, um eine Spur ihres Sohnes aufzufinden.

Alle diese Schritte waren ohne Resultat geblieben.

Die einzige Person, welche vielleicht einen leitenden Faden hätte zeigen können, Madame Labrador, behauptete, und zwar in Wahrheit, daß sie durchaus nicht wisse, was Herr von Préaulx mit dem Kinde angefangen habe.

Sie war demnach gezwungen, jeder Hoffnung zu entsagen.

Sechszehn Jahre lang hatte darauf Louise gewartet.

Dann war sie überzeugt, oder glaubte sich für überzeugt halten zu dürfen, daß der Sohn ihrer unglücklichen Liebe für sie verloren sei, und beschloß daher einen Plan auszuführen, welchen sie schon seit längerer Zeit entworfen hatte.

Sie wollte das Hôtel Basseterre in ein Zufluchtshaus für verführte und im Augenblick des Mutterwerdens verlassene arme Mädchen umwandeln.

An dem Tage, an welchem wir Louise wiederfinden, leitete sie die Ausführung ihres rührenden Vorhabens.

Eine große, eine schreckliche Veränderung war mit ihr vorgegangen.

Obgleich sie erst siebenunddreißig Jahre alt war, so trug doch ihr blasses, abgezehrtes, so zu sagen durchscheinendes Antlitz alle charakteristischen Zeichen des Greisenalters, und diese Zeichen wurden durch die Trauergewänder und Trauerschleier, welche sie fortwährend trug, noch mehr hervorgehoben.

Der schöne Blick ihrer großen blauen Augen zeigte einen Ausdruck schmerzhafter Melancholie, und das Murmeln eines inbrünstigen Gebets bewegte ohne Unterlaß ihre farblosen Lippen.

Ihre abgezehrten und fast durchscheinenden Hände zählten

die Kugeln von Ebenholz und Gold, aus denen ihr geweihter Rosenkranz zusammengesetzt war.

Man hätte sie für eine jener durch die Fleischtödtung erschöpften Nonnen halten sollen, deren erhabene Bilder die Maler der spanischen Schule uns hinterlassen haben.

So erschien Louise, als sie die Handwerker beaufsichtigte, welche das Erdgeschoß ihres Hôtels für seine fromme Bestimmung herrichteten.

Sie hatte eben noch einige Befehle gegeben in Bezug auf die Anordnung der Bänke in einem Vorzimmer, welches in einen Anmeldungs- und Sprechsaal umgewandelt werden sollte, als ein Tischler mit der Mütze in der Hand sich ihr näherte und ihr eine ziemlich dicke Brieftasche übergab.

„Was ist das, mein Freund?" fragte sie, „und was enthält diese Brieftasche?"

„Ich weiß nicht, mein Fräulein," antwortete der Handwerker; „meine Kameraden und ich, wir fanden diese Brieftasche eben in einem geheimen Schranke, welchen wir bei dem Abreißen der Lambris entdeckt haben; außerdem lagen in dem Schranke noch Pistolen und diese Börse."

„Ein geheimer Schrank! — in welchem Zimmer?"

„In dem kleinen Schlafzimmer mit blauen Vorhängen, dessen Fenster nach dem Garten geht."

Louise erbleichte.

Das Zimmer, welches der Schreiner bezeichnet hatte, war eins von denen, welche Martial vordem bewohnt hatte.

Mit zitternden Händen nahm sie die Brieftasche hin und begab sich auf ihr Zimmer.

Dort öffnete sie die Brieftasche.

Ein Ausruf der Freude enteilte ihren Lippen, während sie die Papiere durchsah, welche so lange in dieser Brieftasche geruht hatten.

Unter diesen Papieren befand sich, wie unsere Leser bereits errathen haben werden, das Duplicat der Erklärung, welche in der Nacht des 7. März 1803 an die Windeln des Kindes geheftet war.

Louise sollte ihren Sohn wiederfinden!

Der mütterliche Instinct erwachte in seiner ganzen Allmacht in ihr und bewirkte, daß alle Fibern ihres Herzens erbebten, von welchem sie geglaubt hatte, daß es für die Dinge dieser Welt abgestorben sei.

„Eine Kutsche!" rief sie; „man besorge sofort eine Kutsche für mich!"

Man holte einen Fiaker herbei, denn Louise hatte schon seit vielen Jahren keine Pferde mehr.

Eine halbe Stunde später stieg Fräulein von Basseterre vor dem Hospiz der Findelkinder ab.

Sie zeigte die Erklärung des Herrn von Préaulx vor und verpflichtete sich, wie der Gebrauch es will, der Verwaltung alle Kosten zu erstatten, welche für die Erziehung des zurückverlangten Kindes aufgewendet wären.

Man sah in den Registern nach; man fand die Erwähnung der besondern Kennzeichen und das Original des Geburtsscheines, dessen Duplicat vorgezeigt war.

Louis Annibal war bis zu seinem zehnten Jahre, also bis 1813, im Hospiz geblieben.

In dem erwähnten Jahre war er dem Schulmeister in Ville d'Avray übergeben, welcher, durch das schöne Gesicht und

die glänzenden Anlagen des Kindes verleitet, erklärt hatte, e
für den Lehrerstand erziehen zu wollen.

Seitdem hatte man in dem Hospiz der Findelkinder nicht
mehr von dem Knaben gehört.

Louise begab sich mit einem Briefe von dem Director de
Hospizes nach Ville d'Avray, ohne eine Minute zu verlieren.

Der Schulmeister lebte noch.

Aber der Knabe war nicht mehr bei ihm.

Vor drei Jahren hatte Louis Annibal plötzlich seinen Cha
rakter und seine Aufführung geändert.

Ungeachtet aller Ermahnungen und Strafen hatte er sic
mit den schlechtesten Subjecten des Ortes verbrüdert.

Nachdem er alle frommen Seelen durch sein zügelloses Le
ben um so mehr in Schrecken gesetzt hatte, als er noch ein Kna
be war, hatte er sich plötzlich entfernt.

„Ich weiß nicht," sagte der gute Schulmeister, „ob er noch
lebt oder todt ist; doch wollte ich dem armen Jungen, den ich
wie ein eignes Kind liebte, wohl das Letztere wünschen, denn
er wandelte den Weg, welcher zum Bagno führt!"

Mit gebrochenem Herzen entfernte sich Louise.

Zwischen ihr und der Welt war nun jedes Band gerissen.

Sie fühlte keine Hoffnung mehr, — oder, richtiger gesagt:
sie fühlte nicht einmal den Wunsch mehr, ihren Sohn wieder-
zufinden.

Ende des ersten Bändchens.